



Frank-Walter Steinmeier

„Ohne Kultur wird es dunkel in unserem Land“

Reden zu Kunst, Musik, Theater und Literatur
2017 bis 2021



Der Bundespräsident

Frank-Walter Steinmeier

„Ohne Kultur wird es dunkel in unserem Land“

Reden zu Kunst, Musik, Theater und Literatur
2017 bis 2021



Der Bundespräsident

Inhalt

- „Gelerntes will immer wieder neu erworben werden“** S. 9
 Eröffnung der Documenta 14
 8. April 2017, Athen/Griechenland
- „In der gewissenhaften Abwägung unserer Worte und Taten werden wir erfahren, ob wir dem Blick unserer eigenen Augen standhalten“** S. 15
 Eröffnung der Ausstellung „Hinter der Maske. Künstler in der DDR“
 28. Oktober 2017, Potsdam
- „Der Staatsbürger Heinrich Böll stellt sich und andere unter den Anspruch: Einmischung erwünscht!“** S. 21
 Soiree zu Ehren von Heinrich Böll aus Anlass seines 100. Geburtstages
 17. Dezember 2017, Schloss Bellevue
- „Eine erzählbare Welt ist eine verstehbare Welt. Und eine verstehbare Welt ist eine veränderbare Welt.“** S. 29
 Verleihung des Frank-Schirmacher-Preises an Daniel Kehlmann
 3. September 2018, Berlin

Titelbild: Ansprache vor einem Jazzkonzert mit Wolfgang Haffner & Friends im Präsidentengarten von Schloss Bellevue am 12. August 2019, hinten (v.l.) Claus Fischer, E-Bass; Céline Rudolph, Gesang; Wolfgang Haffner, Schlagzeug; Sebastian Studnitzky, Trompete

- „Von lauter Vorurteilen, Stereotypen und Klischees bis zur Unkenntlichkeit verdeckt“** S. 41
Kulturabend mit Musik, Kunst und Literatur der Roma und Sinti und der Jenischen
22. Januar 2019, Schloss Bellevue
- „Es ist nie zu früh für ein Gespräch, es ist aber auch nie zu spät. Nichts ist so belastend wie das Ungesagte und das Ungehörte.“** S. 49
Eröffnung des Fontanejahres „fontane.200“
30. März 2019, Neuruppin
- „Nie zuvor sind das Theater, die Musik und das Musiktheater so unmittelbar aus der Zeit heraus geboren, in der sie entstanden sind“** S. 57
Soiree zur Kunst und Kultur in der Zeit der Weimarer Republik
2. April 2019, Schloss Bellevue
- „Gute Musik ist eben gute Musik – und Schubladen, Fächer, strenge Genre-Trennungen haben echte Musiker ohnehin nie wirklich akzeptiert“** S. 65
Jazzkonzert am Vorabend der Eröffnung des Jazzfestes Bonn
16. Mai 2019, Villa Hammerschmidt

- „Offenbar ist das ein zutiefst menschliches Bedürfnis: sich eine komplexe Welt einfach zu stricken“** S. 69
Eröffnung der Ausstellung
„Verschwörungstheorien – früher und heute“
17. Mai 2019, Lichtenau
- „Lassen wir uns berühren von der Freiheit, die sie sich inmitten aller Zwänge genommen haben“** S. 75
Eröffnung der Ausstellung
„Utopie und Untergang. Kunst in der DDR“
4. September 2019, Düsseldorf
- „Wie ein Herzklopfen für die Freiheit“** S. 81
Konzert zum Auftakt des Beethovenjahres 2020
17. Dezember 2019, Schloss Bellevue
- „Heimat gibt es auch im Plural“** S. 87
Heimatabend mit Beiträgen aus Musik, Literatur, Theater und Film
6. Februar 2020, Schloss Bellevue

„Politisch an der Literatur ist, dass sie sich jedem politischen Auftrag entzieht. Freie Menschen suchen eine freie Sprache.“ S. 95

Digitale Eröffnung der Ausstellung
„Hölderlin, Celan und die Sprachen der Poesie“
23. Mai 2020, Marbach

„Er wird immer bedeutender, je mehr wir verstehen, was er uns über uns sagt“ S. 103

Kulturabend zu Ehren von Paul Celan
2. November 2020, Schloss Bellevue

„Wenn wir uns diesen Lebens- und Kulturraum erhalten wollen, werden wir ihn nach der Pandemie zurückerobern und um ihn kämpfen müssen“ S. 113

Eröffnung der Ausstellung
„Das Erscheinen eines jeden in der Menge. Zur Bedeutung von Begegnungen im öffentlichen Raum“
28. Januar 2021, Schloss Bellevue

„Einer wie er, ein Anhänger der Aufklärung und Verteidiger der Demokratie, sollte uns gerade heute Vorbild sein“ S. 117

Digitale Festveranstaltung „Denker, Dichter, Demokrat.
Heinrich Mann zum 150. Geburtstag“
25. März 2021, Berlin

„Kultur hinterfragt, verstört, ist widerspenstig und überschreitet Grenzen. Kultur ist Grundbedingung für Demokratie!“ S. 123

Digitale Eröffnung der 75. Spielzeit der Ruhrfestspiele
Recklinghausen
2. Mai 2021, Recklinghausen

„Es lohnt sich, immer ein bisschen weiter, immer ein bisschen zu weit zu gehen – wer weiß, was es da zu sehen gibt?“ S. 129

Verleihung des Ludwig-Börne-Preises 2020
an Christoph Ransmayr
8. August 2021, Schloss Bellevue

„Eine der bedeutendsten Ermöglicherinnen des deutschen Geisteslebens“ S. 137

Verleihung des Heine-Preises 2020 an Rachel Salamander
29. August 2021, Düsseldorf

„Kein Ort der Selbstvergewisserung, sondern der Selbstbefragung“ S. 147

Eröffnung der Ausstellungen des Ethnologischen Museums
und des Museums für Asiatische Kunst der Staatlichen Museen
zu Berlin im Humboldt-Forum
22. September 2021, Berlin



Eröffnungsansprache im Nationalen Museum für Zeitgenössische Kunst EMST in Athen;
in der ersten Reihe der griechische Staatspräsident Prokopis Pavlopoulos

„Gelerntes will immer wieder neu erworben werden“

Eröffnung der Documenta 14

8. April 2017, Athen/Griechenland

In einer ehemaligen Seidenfabrik werden Arbeiterrechte debattiert, griechische Filmemacher dechiffrieren die Komplexität der Lebensläufe in einem Land in der Krise, Theater zeigen Meditationen über menschliches Leid, ein Soundkünstler erzeugt den Klang des Hungers – die Documenta war nie eine Komfortzone für Politiker. Sie war es in Kassel nicht, wo sie 1955, zehn Jahre nach Kriegsende, gegründet wurde; damals in der Tat, um die zeitgenössische Kunst endgültig von jeglichem politischen Diktat zu befreien. Und sie wird es in Athen nicht sein. Jedenfalls habe ich erhebliche Zweifel daran, dass sich die Kunstwelt hier versammelt hat, um der Politik Kränze zu flechten. Das soll sie auch nicht.

„Von Athen lernen“, der Arbeitstitel dieser Documenta, ist eine gute, zunächst irritierende, für manche sogar eine provokative Pointe. Dabei ist es noch nicht lange her, da wäre dieser Aufruf eher als banal denn als provokant empfunden worden; da war ein Studium der Philosophie, Poesie oder Kunst ohne Kenntnis des Altgriechischen kaum denkbar. Da wusste jeder: Klar lernen wir von Athen, der Wiege unserer europäischen Kultur. Doch der Titel dieser Documenta zielt auf die Gegenwart, auf die politischen und ökonomischen Gräben zwischen uns, die wir – so verstehe ich die Botschaft – zu überwinden haben.

Adam Szymczyk, der künstlerische Leiter der Documenta, verspricht uns einen „bedeutungsvollen und spannenden Lernprozess“ in einer Ausstellung, die die Welt zu verstehen versucht, die uns umgibt. Dieser Prozess ist bedeutungsvoll und spannend, weil er aus einem Dialog der Perspek-

tiven entsteht, weil wir die Welt aus unterschiedlichen Blickwinkeln wahrnehmen, sie mit und in den Augen des anderen sehen und sehen sollen. Ich freue mich, dass wir mit der Eröffnung der Documenta 14 in Athen zugleich diesen so notwendigen Dialog beginnen. Mein Dank gilt den Machern der Ausstellung und unseren Gastgebern heute.

Die Welt auf diese Weise verstehen zu wollen, das verbindet Kunst und Politik. Jedenfalls, wenn wir uns ihr als Demokraten nähern. Kritik und Kritikfähigkeit sind aber auch die Grundbedingungen von Demokratie. Der Perspektivwechsel in Rede und Gegenrede trägt den – altgriechischen – Ursprung des Wortes Kritik, im deutschen Sinne „unterscheiden“, ja schon in sich. Auch das, wenn Sie so wollen, ein Erbe Athens.

In zwei so unterschiedlichen europäischen Städten auszustellen heißt, eine jeweils andere, neue Perspektive einzunehmen, das Eigene und das Fremde zu erkennen und zugleich an den Ort zurückzukehren, an dem wir diesen Prozess des Voneinander-Lernens, des Austauschs und des Ausgleichs von Interessen als Lebens- und Regierungsform angenommen haben. Wir haben, so scheint mir, schon vieles von Athen gelernt.

Doch – und das ist das Ernüchternde – einmal Gelerntes will immer wieder neu erworben werden, wenn es nicht vergessen werden soll. Die Demokratie wird an vielen Orten, auch in Europa, angefochten. Am Ort ihrer Geburt nach der derzeitigen Verfassung zu fragen, scheint mir deshalb mehr als angemessen. In Zeiten wie diesen wird uns wieder stärker bewusst: Es gibt in der Kunst wie in der Politik auch andere Modelle der Wahrnehmung und Weltaneignung als das demokratische. Griechenlands jüngere Geschichte kennt diese gewaltsame Form der Machtaneignung und -ausübung. Dieser Tage erinnern wir an den Staatsstreich vom April 1967. Die Überwindung dieser Phase der Isolation wäre ohne den Widerstandsgeist vieler, gerade auch griechischer Künstler kaum gelungen.

Die Demokratie, davon bin ich überzeugt, lebt von einer Perspektive, die möglichst viel und mit großer Tiefenschärfe in den Blick nimmt, wie die

Eule, die uns hier als Symbol der Documenta allerorten begegnet. Die Eule kann ihren Kopf um 270 Grad drehen. Ich will diese Übung niemandem zur Nachahmung empfehlen. Aber wir können lernen, uns umschauen, einander wahrnehmen und genauer hinschauen – das können wir sehr wohl. Und das sollten wir auch, wenn wir asymmetrische, einseitige Beziehungen zwischen unseren Ländern vermeiden wollen.

Wir sollten das in Europa durchaus häufiger tun. Ein Deutscher, der versucht, die Lebensrealität eines Griechen in diesen Tagen zu verstehen, wird erkennen, wie schwer die Zeit ist, durch die das Land geht. Die Eurokrise und die notwendig gewordenen Umbrüche in Wirtschaft und Gesellschaft sind ein tiefer Einschnitt in das Leben vieler Griechen. Noch dazu verlangt die Flüchtlingskrise Griechenland enorme Leistungen ab; der Krieg in Syrien, die Krisen in der Türkei und im Mittleren Osten, all das geschieht in Griechenlands unmittelbarer Nachbarschaft.

Ein Grieche wiederum, der die Perspektive seiner Nachbarn in der Europäischen Union einnimmt, weiß, dass die Haltung der Partner keineswegs nur von Kälte, Gleichgültigkeit und Hartherzigkeit geprägt ist; dass Griechenland auch viel Solidarität von der Gemeinschaft erfahren hat und – das sage ich ausdrücklich – auch weiter erfahren muss.

Europa, und das sind wir alle, muss den Perspektivwechsel beherrschen. Ein demokratisches, geeintes Europa darf die einzelnen Mitgliedstaaten so wenig aus dem Blick verlieren wie das große Ganze. Lernen voneinander werden wir aber nur dann, wenn der Blick nicht ständig nach Bestätigung des eigenen Vorurteils sucht, sondern unverstellt, offen und neugierig bleibt.

Die Bedingungen des Voneinander-Lernens aber sind in der Politik andere als in der Kunst. Adam Szymczyk hat uns erklärt, bei diesem Lernen gehe es nicht um Ergebnisse. Es sei ein offener Prozess. Im Prinzip stimmt das auch für die Demokratie. Die Politik allerdings muss im Verlauf dieses Prozesses immer wieder Entscheidungen treffen. Dazu muss

sie auf Erfahrungen, ich könnte auch sagen: auf Erlerntes zurückgreifen. Sie muss ihre Urteilskraft schärfen. Wenn sie das tut, macht sie das klüger. Aber es macht sie nicht unfehlbar. Denn selbst wenn die Politik nach bestem Wissen und Gewissen entscheidet, sind die Folgen ihres Tuns nicht immer eindeutig und von vornherein absehbar.

Es wäre schön, die Europäische Union glitte lautlos und effizient dahin wie eine Eule im Flug. Doch die EU ist kein perfekt ausgebildeter Organismus. Aber – und davon bin und bleibe ich überzeugt – sie ist lernfähig. Um es mit dem diesjährigen Karlspreisträger Timothy Garton Ash zu sagen: „Die Europäische Union ist das denkbar schlechteste Europa, abgesehen von allen anderen Europas, die zeitweilig ausprobiert wurden.“ Aus dem Britischen übersetzt heißt das wohl: Das Europa der Europäischen Union ist das beste Europa, das wir je hatten.

Wir Deutsche jedenfalls wollen dieses Europa. Wir wollen es als Europa der Siebenundzwanzig. Wir wollen in die Zukunft dieses Europa investieren. Diese Documenta ist eine Herausforderung an unsere Imagination, an unsere Vorstellungskraft. Aber ich sage auch: Ohne Griechenland kann und will ich mir unsere Gemeinschaft nicht vorstellen. Unsere Zukunft soll und wird eine gemeinsame sein.



Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier und Elke Büdenbender beim Rundgang durch die Ausstellung vor den Arbeiten des kanadischen indigenen Künstlers Beau Dick



Der Bundespräsident beim Betrachten des Bildes „Seiltänzer“ (1984) von Trak Wendisch, einer Leihgabe der Staatlichen Museen zu Berlin /Neue Nationalgalerie

„In der gewissenhaften Abwägung unserer Worte und Taten werden wir erfahren, ob wir dem Blick unserer eigenen Augen standhalten“

Eröffnung der Ausstellung
„Hinter der Maske. Künstler in der DDR“

28. Oktober 2017, Potsdam

Wie vermutlich fast alle von Ihnen, bin ich nicht zum ersten Mal hier. Umso mehr freue ich mich, heute Abend in diesem wunderbaren Museum und vor allen Dingen mit Ihnen gemeinsam diese wirklich große Ausstellung zur bildenden Kunst der DDR zu eröffnen. Ich freue mich darüber. Aber eine Selbstverständlichkeit ist es nicht, dass hier ein Vertreter des Staates, gar das Staatsoberhaupt zur Eröffnung einer Ausstellung redet, die das sensible Verhältnis von Staat und Kunst thematisiert.

„Hinter der Maske“ heißt diese Ausstellung – und hinter der Maske stecken die Künstler, die sich ja gerade, jeder auf seine ganz besondere Weise, dem Anspruch des Staates kritisch stellen oder sogar entziehen wollen. Und das gilt natürlich insbesondere gegenüber jedem Anspruch oder Ansinnen, staatlich definieren zu wollen, was Kunst ist und wie Kunst zu sein hat, welchen Auftrag sie hat, welchen erzieherischen, volkspädagogischen, gesellschaftsfördernden Imperativen sie folgen muss.

Der Kunst in der DDR – und das gilt für die bildende Kunst genauso wie für Literatur, Film und Theater – galt immer das ganz besondere Interesse des Staates. Der Künstler, für den die Arbeit an der eigenen Persönlichkeit, die Herausbildung eines spezifischen Verhältnisses zur Welt ja

geradezu Voraussetzung für seinen Erfolg ist, der geriet oft schon deshalb ins Visier der Staatsorgane, wurde misstrauisch beäugt. Nicht immer und nicht jeder; aber oft genug wurde Kunst zensiert, gegängelt und in den Dienst genommen. Oder sie ließ sich freiwillig in den Dienst nehmen. Das hat zu einem bestimmten Bild von DDR-Kunst geführt, das in dieser Verkürzung immer noch in vielen Köpfen herumspukt. Dass man nämlich dort entstandene Kunst nicht verstehen und einordnen kann, ohne immer sofort ihren Bezug zu Staat und Gesellschaft zu bestimmen. Dass man es gar nicht für möglich hält, dass sie allein aus sich heraus Gültigkeit haben könnte, eben als Kunst.

Diese Ausstellung will, wenn ich es richtig sehe, diesem Fehltrail entgegenzutreten. Sie will zeigen, wie sich Künstler selbst gesehen und wie sie Wirklichkeit künstlerisch reflektiert und verarbeitet haben. Auch ohne sich ständig, sei es zustimmend affirmativ oder widerständig oppositionell, auf Staat und Gesellschaft zu beziehen.

Keiner der hier ausgestellten Künstler steht für eine Kunst um ihrer selbst willen. Aber für ein Verständnis von Kunst, das auch innerhalb eines Systems, das alles und jeden für sich und seine Ziele in Dienst nehmen möchte, den Anspruch erhebt, zunächst als Kunst wahrgenommen und ernst genommen zu werden. Also als Auseinandersetzung mit menschlicher Erfahrung in all ihren Facetten, als Versuch, neue Zugänge zur Wirklichkeit zu erschließen, als kritische Auseinandersetzung mit großen Vorgängern und Traditionen.

Um das zu erkennen, zu erforschen, zu entdecken, wie es hier geschehen soll – dazu brauchen Sie keinen Bundespräsidenten. Dabei könnte sogar die Repräsentanz des Staates eher stören oder zumindest widersinnig erscheinen.

Doch aus diesem Grund bin ich auch nicht hier. Schon gar nicht, um in schlechter Tradition der Kunst staatliche Zensuren zu erteilen. Ich möchte vielmehr als Repräsentant des geeinten Deutschlands darauf

hinweisen, dass sich in dieser Ausstellung zwar ganz sicher die Besonderheit der Malerei der DDR und ihrer oft ziemlich deutlich erkennbaren Schulen zeigt. Ich möchte darauf hinweisen, was für einen sehr eigenständigen Wert die künstlerische Selbstbefragung in der DDR im Unterschied zur Bundesrepublik besaß. Ich möchte auch darauf hinweisen, wie in sich wertvoll und ernst zu nehmen diese Kunst ist, selbst wenn sie sich politischen Statements entzog oder wenn ihre politische Botschaft nur sehr vorsichtig formuliert und schwer zu dechiffrieren war. Wir können gerade hier in dieser Ausstellung vieles Kostbare vielleicht zum ersten Mal entdecken, das zu unserem gemeinsamen nationalen Erbe gehört.

Zwischen 1949 und 1989 war der Himmel über Deutschland ja nicht nur geteilt, um mit dem Bild Christa Wolfs zu sprechen. Die Leinwand war für die Künstler in Ost und West oft gleich leer und gleich weiß, der kreative Prozess war auf beiden Seiten ein Ringen um den Eigensinn und die Angemessenheit des Ausdrucks.

Mit anderen Worten: Es gab Problemkonstanten, denen sich Künstler in Ost und West gleichermaßen zu stellen hatten. Angesichts der deutschen Geschichte, angesichts der deutschen Gegenwart, aber auch angesichts der vielfachen Instrumentalisierung des Menschen in der Welt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Dabei war natürlich auch die bewusste Wahl der künstlerischen Mittel ein dauerndes Thema. Auch hier war die Problemstellung gleich, doch die Antworten, die im Osten gefunden wurden, waren oft vom Westen verschieden. Da gab es – wir wissen es – Vorgaben von Partei und Staat, etwa in der Ablehnung von Abstraktion und sogenanntem Formalismus, was auch bedeutete, dass die Künstler in der DDR in ganz anderer Weise als ihre westdeutschen Kollegen um ihre künstlerische Freiheit ringen mussten.

Diese Ausstellung, soviel kann ich als Bundespräsident, der kein Kunstkritiker sein darf und es auch gar nicht sein will, ruhig sagen, wird uns

also neu die Augen öffnen. Und sie ist deswegen ein sehr wichtiger Meilenstein auf dem Weg zueinander, den wir in Ost und West mit der Vereinigung vor über einem Vierteljahrhundert begonnen haben – und der länger dauert, als wir alle das damals gedacht haben.

Die Verständigung darüber, was Kunst und Künstler sind und tun und wie Künstler sich selber verstanden haben, ist ein guter und vor allem spannender Weg, um zu erkennen, wie im jeweils anderen Teil des Landes gelebt, gedacht, gearbeitet und wie die Welt gesehen wurde – und was so wichtig und wertvoll war, dass man es künstlerisch gestaltete.

Wenn Sie mir zwei Bemerkungen zum Schluss gestatten. Der Zufall will es, dass ich vor gerade einmal zwei Wochen in Rom war und auch wieder einmal die Sixtinische Kapelle und Michelangelos Jüngstes Gericht ansehen konnte. Wenn es je politisch oder ideologisch motivierte Auftragskunst gegeben hat, dann dort, im Palazzo Apostolico. Aber es zeigt sich an diesem unbezweifelbaren Höhepunkt europäischer Kunst eben auch, wie sich selbst in solchem Kontext der individuelle Künstler in seinem Glauben und seinem Zweifel, in seinem Selbstbildnis und seiner Auffassung von der Welt ausdrücken und künstlerisch darstellen kann. Das gilt zu allen Zeiten.

Und eine letzte Beobachtung: Im Mittelpunkt der Ausstellung hier stehen – kein Wunder, wenn es um das Selbstverständnis des Künstlers geht – Selbstporträts. Ein künstlerisches Sujet mit einer sehr langen und sehr vielfältigen Tradition in der europäischen Kunstgeschichte. Es ist erstaunlich, welche Vielfalt hier aus der DDR-Kunst zusammengetragen wurde. Und es nötigt große Bewunderung ab, mit welcher hohen künstlerischen Meisterschaft und mit welcher tiefen Reflexion hier der einzelne Künstler, wie man mit Recht sagen kann: an sich gearbeitet hat.

Die Wahrheit über uns – das lernen wir aus diesen Porträts – sagt uns nicht die Partei, nicht der Markt und nicht einmal ein soziales Medium. In der geduldigen, gelegentlich einsamen Befragung unseres Selbst und



Rundgang durch die Ausstellung im Museum Barberini gemeinsam mit Potsdams Oberbürgermeister Jann Jakobs (3. v. l.), Kurator Michael Philipp (5. v. l.), Stefanie Plattner als Mitglied der Stifterfamilie (2. v. r.) und Ortrud Westheider, Direktorin des Museum Barberini (r.); dahinter das Bild „Weltjugendlied“ (1975) von Lothar Zitzmann, Eigentum der Bundesrepublik Deutschland

unserer Seele, in der gewissenhaften Abwägung unserer Worte und Taten werden wir erfahren, ob wir dem Blick unserer eigenen Augen standhalten, ob wir mit unserem Leben vor uns selbst bestehen können. Auch hinter der Maske.



Dank des Bundespräsidenten an die Mitwirkenden, den Schauspieler und Moderator Ilja Richter, den Schauspieler Mario Adorf, die Schauspielerin Angela Winkler, den Theologen Karl-Josef Kuschel, den Literaturkritiker Andreas Isenschmid und den Musiker Wolfgang Niedecken (v.l.), dahinter projiziert: die Titelillustration von Celestino Piatti für Heinrich Bölls „Irisches Tagebuch“ bei dtv

„Der Staatsbürger Heinrich Böll stellt sich und andere unter den Anspruch: Einmischung erwünscht!“

Soiree zu Ehren von Heinrich Böll aus Anlass seines 100. Geburtstages

17. Dezember 2017, Schloss Bellevue

Die Zeiten, an die wir durch die musikalische Fotogalerie, die Sie gerade gesehen haben, noch einmal erinnert worden sind, waren Zeiten ganz erstaunlicher Begegnungen und Koinzidenzen.

Da singt im Jahre 1971 einer, der auch vor eingängiger Schlagerware nicht zurückschreckt, ganz unterwartet ein kritisches Lied über das „Vaterland“. Und er benutzt dabei auch noch eine Melodie, die den älteren Hörern noch im Ohr ist, während sie den Jüngeren schon gar nichts mehr sagt, nämlich die „Wacht am Rhein“, ein deutschnationales Lied aus dem neunzehnten Jahrhundert. Der Bruch zwischen den Generationen dieses Landes als Thema im deutschen Schlager.

Im selben Jahr, 1971, erhält der Bundeskanzler dieses so kritisch besungenen Landes den Friedensnobelpreis. Im darauffolgenden Jahr plakatiert seine Partei „Deutsche, wir können stolz sein auf unser Land“ und gewinnt damit Wahlen. Und kurz darauf bekommt der Schriftsteller Heinrich Böll den Nobelpreis für Literatur verliehen. Ausgerechnet Heinrich Böll.

Heinrich Böll hatte den ganzen Krieg als Soldat mitertragen. Danach, in seinen ersten Texten, diese Erfahrungen ganz unpathetisch und realistisch literarisch gestaltet und aufgearbeitet. Aber bald drängt immer

mehr die gesellschaftliche Gegenwart der Bundesrepublik in seine Texte, „die Abenteuerlichkeit eines alltäglichen Lebens“, wie er das schon 1953 genannt hatte.

Mit dieser Abenteuerlichkeit eines alltäglichen Lebens ist aber eben nicht nur privates Erleben von Individuen gedacht und gemeint. Die Menschen in den Böll'schen Texten sind von den gesellschaftlichen Institutionen und von den politischen Verhältnissen geprägt. Sie sind davon nicht selten gegängelt oder gar verfolgt, oder aber – auch das kommt vor bei Böll – sie lehnen sich dagegen auf.

So wird diese Literatur selbst ein gesellschaftlicher Faktor. Diese Texte fordern auf, Partei zu ergreifen. Und nicht nur die Texte, sondern immer mehr auch der Autor. Der Staatsbürger Heinrich Böll stellt sich und andere unter den Anspruch: Einmischung erwünscht! Und das erreicht – und das haben wir gerade gehört – sogar Udo Jürgens. Er, Heinrich Böll, war damit in der Mitte der Gesellschaft angekommen.

Wann mischt Böll sich ein? Der ehemalige Soldat mischt sich ein, wenn er den Frieden bedroht sieht. So sieht man ihn bei der großen Demonstration im Bonner Hofgarten an exakt demselben Ort, an dem Böll vierzig Jahre vorher aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft entlassen worden war. Und man sieht ihn natürlich in Mutlangen.

Er mischt sich auch ein, wenn er als tiefgläubiger Katholik erleben muss, wie seine Kirche für parteipolitische Zwecke in Anspruch genommen oder gar missbraucht wird, oder wenn seine Kirche dabei ist, ihren Ursprung zu verraten. Das bringt ihm oft erbitterte Gegnerschaft in der Politik ein und, nicht weniger häufig, auch bei den kirchlichen Würdenträgern.

Böll mischt sich ein, wenn er glaubt, um Barmherzigkeit oder Gnade bitten zu sollen. Und erst durch seine Kriegstagebücher ist so richtig deutlich geworden, wie zentral Barmherzigkeit und Gnade für Heinrich Böll seit frühester Zeit waren. Ich bin seinem Sohn René Böll, der heute Abend

gekommen ist, sehr dankbar, dass er diese Tagebücher kürzlich herausgegeben hat. Und ich bin sicher, viele Böll-Liebhaber und -Kenner werden aus diesen Tagebüchern noch viele Facetten Bölls kennenlernen.

Wie sehr hat man zu gewissen Zeiten versucht, Werk und Person von Heinrich Böll regelrecht zu zerstören. Gerade diesen Autor, gerade dieses Werk, das so wesentlich dazu beigetragen hat, dass man im Ausland wieder angefangen hat, Deutschland zu vertrauen, und im Inland langsam wieder stolz auf das eigene Land werden konnte.

Wir wollen auch an diesem Abend nicht vergessen, mit welchem Hass und mit welcher Verlogenheit Heinrich Böll von politischen Gegnern und auch Teilen der Medien verfolgt worden ist.

Die öffentliche Person Heinrich Böll ist aber, glaube ich jedenfalls, nur zu verstehen aus den tiefsten Impulsen seines Schreibens. Um sie geht es uns und mir an diesem heutigen Abend in diesem kleinen Programm.

Die wunderbare Angela Winkler hat gerade Enzensbergers Nachruf aus dem „Spiegel“ gelesen, und sie wird später noch den Böll zu Worte kommen lassen, der sich für immer zu seinen eher plebejischen Wurzeln bekannt hat. Wie schön, liebe Frau Winkler, dass Sie hier sind.

Und der große Mario Adorf, Rheinländer mindestens zur Hälfte, wie ich weiß, wird den melancholischen Böll zu Wort kommen lassen, für den der Rhein und die Heimat keine vergangenen Idyllen sind, sondern raue und manchmal sogar gefährvolle Wirklichkeit. Und für den der Humor immer die andere Seite der Melancholie darstellt. Und Mario Adorf wird am Ende des Abends einem Kellner die Stimme geben, der mehr vom weihnachtlichen Geist begriffen hat, als er vielleicht selber weiß. Danke, Mario Adorf, dass Sie uns die Ehre geben.

Und beide zusammen, Mario Adorf und Angela Winkler, erinnern uns an Bölls wichtigste politische Geschichte, „Die verlorene Ehre der Katha-

rina Blum“, in deren Verfilmung sie nämlich gemeinsam vor der Kamera waren – unvergesslich für alle, die das damals gesehen haben. Und wer die Erzählung jetzt noch einmal neu liest, für den hat sich die Frage nach der heutigen Aktualität Bölls eigentlich schon von selbst beantwortet.

Das vielleicht schönste Beispiel für die ganz neue Aktualität Bölls ist seine Satire „Doktor Murkes gesammeltes Schweigen“, aus der wir auch später noch Auszüge hören werden. Da geht es um die manchmal verlogene Korrektheit akademischen Sprechens; höchst aktuell, finde ich, in einer Zeit, wo volltönende Worte und dröhnende Lautstärke gelegentlich genau den Raum besetzen, in dem es eigentlich etwas zu sagen gäbe. Und da offenbart plötzlich ein Kitschbild eine Wahrheit, die jeden intellektuellen Hochmut beschämen müsste. Und ist es nicht die tiefgründige Geschichte einer ironischen Mystik des Verweigerns? Diese Satire wird nachher von Ilja Richter vorgetragen, der sicher mehr vom Reden und vom Schweigen im Rundfunk und anderswo versteht als die meisten anderen hier im Saal. Vielen Dank, lieber Ilja Richter, dass Sie hier sind.

Heinrich Böll hat gerne mit anderen Künstlern zusammengearbeitet. Unter anderem mit dem Kölner Fotografen Chargesheimer. Sein Buch „Unter Krahngebäumen“ zeigt uns heute eine verlorene Welt. Wer, wenn nicht Wolfgang Niedecken, könnte diese Welt den Nicht-Rheinländern hier in Berlin nahebringen? Ich freue mich sehr, dass Wolfgang Niedecken gekommen ist, um sein Lied „Unger Krahngebäume“ zu singen. Heimat ist keine Idylle, das wissen wir von Heinrich Böll. Aber ohne Heimat wäre niemand, was er ist. Wolfgang Niedecken hat als Kölner nicht nur zu den Fotos Chargesheimers seine besondere Beziehung. Seine Lieder, vielleicht seine Auffassung von Kunst, so sagt er selbst, sind ganz wesentlich von Heinrich Böll geprägt.

Dann werden zwei Gelehrte etwas eigentlich Unmögliches auf sich nehmen und uns in ihren Beiträgen jeweils einen wesentlichen Aspekt des Werkes von Böll aufschließen. Der Schweizer Andreas Isenschmid, in

Basel geboren, also am Rhein wie Böll, zeigt uns aus sozusagen neutraler Perspektive einen Deutschen in der deutschen Dialektik.

Und Karl-Josef Kuschel ist ein echter Pionier der Begegnung zwischen Literatur und Religion. Seine Doktorarbeit wurde einst vom kritischen Katholiken Hans Küng und von einem Freund und Kollegen Bölls aus der Gruppe 47, von Walter Jens nämlich, begutachtet. Wer könnte uns also besser Auskunft geben, was Religion für Böll bedeutet hat?

Sie haben gemerkt, indem ich die Mitwirkenden vorgestellt habe, habe ich eigentlich über den gesprochen, der natürlich im Mittelpunkt dieses Abends steht, über Heinrich Böll und seine verschiedenen Facetten.

Aber zu Ihnen, verehrte Gäste! Sie sind ganz überwiegend Autoren und Verlagsmenschen, Kritikerinnen und Journalisten, Buchhändlerinnen, Redakteure, Psychologinnen, kritische Katholiken, skeptische Protestantinnen, alte oder neue Linke, grüne, rote oder schwarze Friedensbewegte, gegenwärtige Ministerpräsidenten und Oberbürgermeisterinnen, in politischen Stiftungen Engagierte, ehemalige Präsidenten und Vizepräsidenten des Deutschen Bundestages, Jesuiten und Ungetaufte. Ich würde sagen, eine Mischung wie aus einem Böll-Roman. Eine Mischung, wie sie ins Schloss Bellevue gehört.

Wir haben in der Veranstaltung des heutigen Abends den jüngeren, den literarischen Böll ganz in den Mittelpunkt gestellt. Dass dieser wiederentdeckt zu werden verdient, das ist sicher auch Ihre Auffassung, Helge Malchow, der Sie als Verleger alle Anstrengungen unternehmen, Ihrem großen Autor immer wieder zu literarischer Aufmerksamkeit zu verhelfen. Auch von mir ganz herzlichen Dank für diesen Einsatz, der keine Selbstverständlichkeit ist.

Es gibt aber auch den politischen Autor, es gibt den PEN-Präsidenten Böll, es gibt den, dem die Versöhnung ein wirkliches Herzensanliegen war, das ihm Freundschaften zu russischen Gelehrten und Autoren wie

Lew Kopelew bescherte. Diesen Heinrich Böll, den wollen wir kommenden Jahr in einer zweiten öffentlichen Veranstaltung hören, die ihm gewidmet ist. Wir wollen nach der Verantwortung des Autors fragen, danach, was Literatur bewegen kann und ob Böll ein Vorbild für andere war. Dieser Abend wird in Bonn am Rhein stattfinden, in der Villa Hammerschmidt. Und ich würde mich freuen, wenn ich möglichst viele von Ihnen dort wiedersehe.

Auch mit zwei Veranstaltungen werden wir Heinrich Böll am Ende kaum gerecht werden können. Einem Autor, der eben nie nur eines war. Nicht nur der Nachkriegsschriftsteller, nicht nur der rheinländische Katholik, nie nur der friedensbewegte Aktivist, nie nur der Beobachter des Alltäglichen, nie nur der politische Autor, nie nur ein Freund der Linken, der er war, wegen Mutlangen, und nie nur ein Freund der Konservativen, wenn er Solschenizyn empfangen hat. Vor allem war er ein Autor, wie Tilman Spengler über ihn geschrieben hat, „der sich selbst eine wunderbare Empfindsamkeit gegenüber dem Absurden bewahrt hat.“

Ich wünsche Ihnen und uns jetzt einen adventlichen Abend voller Erinnerung und am Ende hoffentlich auch voller Ermutigung.



Ansprache zum Auftakt der Soiree zum 100. Geburtstag von Heinrich Böll im Großen Saal von Schloss Bellevue



Begrüßung von Preisträger Daniel Kehlmann im Atrium des FAZ-Verlagsgebäudes in Berlin

„Eine erzählbare Welt ist eine verstehbare Welt. Und eine verstehbare Welt ist eine veränderbare Welt.“

Verleihung des Frank-Schirmmacher-Preises an Daniel Kehlmann

3. September 2018, Berlin

Vor einer Woche gab es zum letzten Mal „Tage der offenen Baustelle“ des Humboldt-Forums. Im nächsten Jahr wird es nämlich schon eröffnet. Dieses ambitionierteste kulturelle Projekt unseres Landes geht seiner Vollendung entgegen. Und genau da bekommt mit Daniel Kehlmann derjenige Schriftsteller den Frank-Schirmmacher-Preis, der wohl vielen Zeitgenossen erst die Augen geöffnet hat für den großen Alexander von Humboldt, dessen 250. Geburtstag wir im kommenden Jahr feiern werden. Dieses Zusammentreffen hätte Frank Schirmmacher bestimmt gefallen, dessen Phantasie und dessen publizistische Leidenschaft durch historische Zäsuren und überraschende Koinzidenzen immer angeregt wurden.

Frank Schirmmacher überraschte gern mit unerwarteten, gelegentlich auch unerhörten Gedanken. Er konnte schonungslos sein, irritierte den Zeitgeist, entdeckte die Wunden einer selbstzufriedenen Gesellschaft und legte den Finger tief in sie hinein. Er hatte nicht nur großen Spaß daran, er hatte die seltene Fähigkeit, Debatten anzuzetteln. Im intellektuellen Streit erwachte seine publizistische Fähigkeit, der auch Polemik nicht fremd war. Er fehlt uns immer noch sehr.

Dieser Preis mit seinem Namen erinnert uns an ihn als eine Ausnahmeerscheinung des deutschen Journalismus. Es ist gut, dass sein Name

wie sein Wirken mit einem nach ihm benannten, hochrangigen Preis gewürdigt werden. Mit den Maßstäben, die Schirmmacher gesetzt hat, ist der Kreis möglicher Preisträger, die diese Maßstäbe erfüllen, natürlicherweise begrenzt.

Ich weiß nicht, ob Schirmmacher und Kehlmann sich kannten. Ich weiß nur: Der Namensgeber wäre mit der Entscheidung der Jury sehr zufrieden gewesen. So wie Frank Schirmmacher eine Ausnahmeerscheinung im Journalismus war, ist Daniel Kehlmann eine Ausnahmeerscheinung in der Literatur.

Daniel Kehlmann ist nicht nur einer der erfolgreichsten Schriftsteller in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur: Millionenfache Auflagen, Dutzende Übersetzungen in andere Sprachen, erfolgreiche Verfilmungen seiner Werke sprechen eine eindeutige Sprache. Er hat zudem neue Akzente gesetzt. Zwei von seinen Büchern, die nicht in der Gegenwart spielen, „Die Vermessung der Welt“ und „Tyll“, erzählen deutsche Geschichte auf eine neue Art: verspielt und verrätselt, anspielungsreich und bildungsgesättigt, mit vielen recherchierten Fakten und mit noch mehr Phantasie und ausgedachten Ereignissen und Figuren.

Nun wird sich mancher fragen, warum denn zu allen Ehrungen und Preisen, die Daniel Kehlmann zuteilgeworden sind, nun auch noch der Bundespräsident die Laudatio halten muss. Ich will ganz kurz etwas dazu sagen:

Erstens freue ich mich, dass ich Daniel Kehlmann etwas zurückgeben kann. Ich kenne ihn seit vielen Jahren, genau seit 2006. Ich weiß das wie heute, weil ich damals – als gerade frisch ins Amt gekommener Außenminister – vor meiner ersten Lateinamerikareise stand. Und ich suchte nach Rat und Expertise, kurzum: nach jemandem, der sich auf diesem südamerikanischen Kontinent auskannte. Gerade hatte ich mit Begeisterung „Die Vermessung der Welt“ gelesen und hatte ihn gefunden, den Kenner und langerfahrenen Südamerikareisenden Daniel Kehlmann.

Ich ließ anfragen, und er sagte tatsächlich zu mitzureisen. Das erste Mal trafen wir beim Abflug in der Flugzeugkabine zusammen. Meine Freude war riesengroß, ich dankte ihm herzlich und gestand, dies – obwohl Außenminister – sei meine erste Reise nach Südamerika. Darauf er ganz trocken: „Meine auch!“ Das war natürlich ein kleiner Schock. Aber auch eine Lehre über die große Empathie und Phantasie eines außergewöhnlichen Schriftstellers. Und meinen ohnehin schon großen Respekt vor ihm hat es noch gesteigert.

Und ich war dann trotzdem sehr dankbar für Kehlmanns Begleitung. Wer nämlich weiß, welchen ungeheuren Ruf Alexander von Humboldt in Südamerika hat, der wird ganz leicht verstehen, was es bedeutet, wenn auf einer solchen Reise der Autor der erfolgreichsten Humboldt-Geschichte mit dabei ist. Herzen und Türen waren weit für uns geöffnet.

Der große Geschichtenerfinder Kehlmann stellt sich aber auch gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Fragen. So war er neulich Gast bei meiner Diskursreihe „Forum Bellevue“, wo ich mit ihm, mit Eva Menasse und Sir Salman Rushdie über die Zukunft der Demokratie und den Beitrag, den Intellektuelle dazu leisten können, diskutiert habe. Ich entdeckte in Daniel Kehlmann immer wieder den sehr nachdenklichen, weltgewandten und welterfahrenen Zeitgenossen, der um klare Aussagen und überzeugte und überzeugende Statements nicht verlegen ist. Und der bei aller Belesenheit und bei seiner hohen Bildung nie arrogant wird und auch nicht vom hohen Ross herab Meinungen dekretiert.

Er ist ein gelehrter Dichter, ein Poeta doctus, wie Walter Jens gesagt hätte. Er möchte in der intellektuellen Auseinandersetzung selber klüger werden und macht genau deshalb wiederum seine Gesprächspartner klüger.

Ich habe vorhin „erstens“ gesagt, dann muss ich jetzt noch ein „zweitens“ anfügen. Ich bin also, zweitens, hier, weil ich mit Daniel Kehlmann die deutschsprachige Literatur, den Beitrag der Schriftstellerinnen und Schriftsteller zur gesellschaftlichen Selbstverständigung insgesamt wür-

digen möchte. Nehmen Sie diese kleine Laudatio als eine Liebeserklärung an die Literatur.

Wenn wir aufhörten zu lesen, und damit meine ich, richtige Bücher zu lesen, die länger sind als 280 Zeichen, und wenn die Schriftsteller aufhörten zu schreiben, dann würde uns für unsere Selbstverständigung, für unsere Suche danach, wer wir sind und wer wir sein wollen, etwas ganz Entscheidendes fehlen. Ohne intensive Lektüre, ohne also für Stunden sich in andere Welten zu versetzen, in andere Existenzen, mit anderen Ohren zu hören und mit anderen Stimmen zu sprechen, ohne all das würden wir nicht dieselben sein. Nicht nur anders, sondern mit Sicherheit dümmere. Abgesehen davon, dass es doch einfach spannend ist, sich von einem Buch wie etwa dem „Tyll“ mit jedem Kapitel immer wieder überraschen zu lassen – und darüber zu staunen, was für ein rätselhaftes Wesen doch der Mensch ist. Und welchen Schmerz und Kummer, aber auch welches Glück und welchen Segen das Leben bereithalten kann.

Diese Fülle des Lebens und die Expeditionen in andere Welten, die uns bei Kehlmanns „Vermessung“ und in seinem „Tyll“ begegnen, aber auch in seinen Gegenwartsromanen und Erzählungen, die hat übrigens bereits Goethe zu seiner Zeit gefordert. Der klagte am 24. November 1824 nämlich gegenüber Eckermann:

„Der Mehrzahl unserer jungen Poeten fehlt weiter nichts, als daß ihre Subjektivität nicht bedeutend ist und daß sie im Objektiven den Stoff nicht zu finden wissen. Im höchsten Fall finden sie einen Stoff, der ihnen ähnlich ist, der ihrem Subjekte zusagt; den Stoff aber um seiner selbst willen, weil er ein poetischer ist, auch dann zu ergreifen, wenn er dem Subjekt widerwärtig wäre, daran ist nicht zu denken.“

Keine Frage: Daniel Kehlmann hat den Stoff um seiner selbst willen ergriffen und auch wenn dieser Stoff fremdartig oder unangenehm ist, „widerwärtig“, wie es Goethe genannt hat. So nämlich in seinem „Tyll“, dem Roman, der mich natürlich mit meiner außenpolitischen Vergan-

genheit ganz besonders interessiert. Der Dreißigjährige Krieg ist – vor dem 20. Jahrhundert – die größte Katastrophe der deutschen Geschichte, und seine Ursachen und sein Verlauf, seine Auswirkungen auf große und kleine Leute, sein Ende im Westfälischen Frieden, all das ist immer noch lehrreich für uns heute. Und aktuelle Parallelen wie etwa zum Syrienkrieg hat der Autor selber gezogen.

Es ist vor allem eine Geschichte über die prekäre Existenz des Menschen. Sie hat die größten Schriftsteller unserer Sprache immer wieder zur Gestaltung herausgefordert. Grimmelshausen mit seinem Simplicissimus, Schiller mit Wallenstein, Döblin ebenfalls mit Wallenstein, Brecht mit seiner Mutter Courage.

Wenn sich dann ein zeitgenössischer Schriftsteller wie Kehlmann diese Zeit noch einmal vornimmt, dann verfolgt er eine eigene Spur. Er zeigt die Auswirkungen des großen Krieges sowohl für Regenten wie Gustav Adolf oder Friedrich, den Winterkönig, und dessen Gattin Elisabeth, wie auch für Intellektuelle wie Athanasius Kircher oder Martin von Wolkenstein, aber auch für die einfachen Leute wie den Müller Claus, wie Tine Krugmann und alle, die nur eine winzige Rolle im Weltgeschehen spielen konnten.

Aber vor allem stellt er mitten in dieses große Panorama aus Leid, Schmerz und dem Stöhnen der Kreatur einen freien, selbstbestimmten Menschen, einen Künstler und Gaukler, einen Artisten, der gelegentlich als Hofnarr in allerhöchsten Diensten steht, der dann wieder als Taugenichts und fahrender Vagant sein Überleben sichern muss: den Narren und Lebenskünstler Tyll.

Was soll das? Was kann die Vergangenheit eigentlich so interessant machen, dass sie uns zur mitfiebernden Lektüre veranlassen kann? Kehlmann stellt sich bei anderer Gelegenheit selber einmal die Frage, was alte Geschichten heute eigentlich sagen können, und zeigt in einer verblüffenden historischen Miniatur, wie nah die Vergangenheit ist.

„So weit, wie wir meinten, ist die ferne Vergangenheit nie entfernt. Meinem Vater wurden als Kind die Haare geschnitten von einem Friseur, der einst als Hofbarbier den österreichischen Kaiser rasiert hatte. Mein Großvater wurde im 19. Jahrhundert geboren, er war 22 Jahre alt, als die letzte Person starb, die noch Goethe begegnet war. Sechs Generationen nur muss man zurückgehen, schon ist man bei Leuten, die Napoleon zu Pferd sahen“, sagt Kehlmann in seinen Frankfurter Poetikvorlesungen.

Oder später kurz gefasst in dem Satz aus seinem „Tyll“: „Denn es ist alles nicht lang her.“ Wir müssen uns klarmachen, wie sehr wir alle noch geprägt sind von Geschichten, die nur in unserem kurzen Gedächtnis weit in einer kaum noch bemerkbaren Vergangenheit liegen, in Wirklichkeit aber noch immer bestimmen, wie wir sind – und warum wir handeln und denken, wie wir handeln und denken.

Ein anderer deutscher Autor hat eine ähnliche Antwort gegeben. Auch er hat ein Buch zum Dreißigjährigen Krieg geschrieben: ein erfundenes Schriftstellertreffen am Ende des Krieges mit all den Dichtern wie Andreas Gryphius, Paul Gerhardt, Grimmelshausen, Simon Dach und so vielen anderen, auf ihre Art auch Narren und geistige Seiltänzer. Ein Treffen, wie es dreihundert Jahre später, nach dem Zweiten Weltkrieg, die Gruppe 47 dann verwirklicht hat.

Günter Grass hat sein „Treffen in Telgte“ mit einer Sentenz eröffnet, die auch für Daniel Kehlmann und seinen „Tyll“ gelten kann: „Gestern wird sein, was morgen gewesen ist. Unsere Geschichten von heute müssen sich nicht jetzt zugetragen haben. Diese fing vor mehr als dreihundert Jahren an. Andere Geschichten auch. So lang rührt jede Geschichte her, die in Deutschland handelt.“

Geschichten von heute oder von gestern zu erzählen, das ist Aufgabe der Literatur. Sie verfolgt keine vordergründigen didaktischen Interessen. Sie stellt dar, indem sie erzählt. Das Erzählen selber hat allerdings eine philosophische und dann auch eine politische Konsequenz. Wenn nämlich

die Welt und die Geschichte erzählbar sind, wenn Welt und Geschichte in Geschichten dargestellt werden können, die man als Hörer oder Leser nachvollziehen kann, dann sind Welt und Geschichte verstehbar.

Eine erzählbare Welt ist eine verstehbare Welt. Und eine verstehbare Welt ist eine gestaltbare, eine veränderbare Welt. Man kann Geschichte in die Hand nehmen. Der Ausgang ist nicht vorherbestimmt. Und das ist der Trost auch noch der trostlosesten Geschichten.

Erzählen ist ein Thema, das in vielen Büchern Kehlmanns gestaltet wird. Wer wie in welche Geschichten kommt, wer aus Geschichten wieder herauskommen möchte, wie Erzähler und erfundene Figuren miteinander streiten und sich gegenseitig versuchen hereinzulegen, all das kommt – oft sehr spielerisch – in Kehlmann-Texten vor.

Im „Tyll“ aber wird es – schon ganz zu Anfang – ganz ernst. Da ist Erzählen kein artistischer Spaß, sondern Rettung des Gedenkens und der Erinnerung an all die Verlorenen und Vergessenen der Geschichte. Erzähler sind hier die Personen, ja die Opfer der Geschichte selber. Es sprechen die Toten, die durchs Erzählen präsent bleiben: „Man hört uns im Gras und im Grillenzirpen [...] und zuweilen kommt es Kindern so vor, als könnten sie unsere Gesichter im Wasser des Baches sehen. Unsere Kirche steht nicht mehr, aber die Kiesel, die das Wasser rund und weiß geschliffen hat, sind noch dieselben [...] Wir aber erinnern uns, auch wenn keiner sich an uns erinnert, denn wir haben uns noch nicht damit abgefunden, nicht zu sein. Der Tod ist immer noch neu für uns, und die Dinge der Lebenden sind uns nicht gleichgültig. Denn es ist alles nicht lang her.“

Die Macht des Erzählens selber, die all das Vergangene, Verlorene repräsentierende, ja rettende und erlösende Kraft des Erzählens, die narrative Potenz der Literatur ist ein zentrales Element in Kehlmanns Schaffen. Mich erinnert das an eine jüdische Geschichte, die Gershom Scholem überliefert hat. Ich gebe sie gekürzt wieder:

„Wenn der Baal-Schem etwas Schwieriges zu erledigen hatte, so ging er an eine bestimmte Stelle im Wald, zündete ein Feuer an und sprach Gebete. Und alles geschah, wie er wollte.“

Wenn eine Generation später der Maggid dasselbe zu tun hatte, ging er an die Stelle im Wald und sagte: ‚Das Feuer können wir nicht mehr machen, aber die Gebete können wir sprechen.‘ Und alles geschah, wie er es vorhatte.

Wieder eine Generation später sollte Rabbi Leib jene Tat vollbringen. Auch er ging in den Wald und sagte: ‚Wir können kein Feuer mehr anzünden und wir kennen auch die Gebete nicht mehr. Aber wir kennen den Ort im Wald. Das muss genügen.‘ – Und es genügte.

Wieder eine Generation später musste Rabbi Israel jene Tat vollbringen. Er sagte: ‚Wir können kein Feuer machen, wir können keine Gebete sprechen, wir kennen auch den Ort nicht mehr, aber wir können die Geschichte davon erzählen.‘ Und seine Erzählung allein hatte dieselbe Wirkung wie die Taten der drei anderen.“

Literatur, die die Erinnerung wachhält an die Vergessenen und Verlorenen, an die Verdammten und Marginalisierten der Geschichte, solche Literatur ist nicht weit entfernt vom realpräsentischen Gedenken in dieser jüdischen Geschichte, also vom Gedenken, wie es in religiösen oder kultischen Praktiken gelebt und durch Erzählen bewahrt wird.

Das bringt mich auf einen letzten Gedanken. Der Tyll, jene Narrenfigur, die Kehlmann um dreihundert Jahre versetzt, also vom 14. ins 17. Jahrhundert holt, hält das Buch zusammen – und verkörpert gleichzeitig das Besondere, etwas, das ihn von allen anderen unterscheidet.

Der Gaukler, der Narr: Das ist natürlich ein Künstler – mit allen Freiheiten des Künstlers und mit der prekären Existenz des fahrenden Gesellen, der gelegentlich in eine Festanstellung an einem Hof einwilligt. Aber auch als Hofnarr kann man gefährlich leben. Der Narr verkörpert das andere, das

„Nicht-Normale“, das Außeralltägliche. Wenn er auftaucht, wenn er seine Moritaten singt, wenn er tanzt, wenn er mit seiner Partnerin Schauspiele zum Besten gibt, wenn er schließlich sein artistisches Können beim Jonglieren oder Seiltanzen zeigt, dann ist für Stunden das öffentliche Leben stillgestellt. Dann vergessen die Menschen auch für eine kurze Zeit ihre Sorgen, ihr Elend, die Bedrohungen durch Krieg und Hunger.

Dass Tyll dabei auch dämonische Züge trägt, dass er auch die Abgründe des Menschen kennt und sie aufzeigt, das zeigt, dass Kunst nicht nur zur Unterhaltung gut ist, sondern zur Selbst- und Welterkenntnis, zum Begreifen der Wahrheit. Das gilt für Tylls Kunst – aber auch für die Literatur Daniel Kehlmanns.

Ich frage mich aber, ob nicht im „Tyll“ noch eine Dimension versteckt ist, die über den Künstler hinausweist. In einer Erörterung seines Romans „Die Vermessung der Welt“ sagt Kehlmann fast beiläufig: „Man hat ja ein paarmal gesagt, dass es in der Vermessung der Welt zu wenig Metaphysik gebe. Ich fürchte eher, es gibt zu viel davon.“

Könnte nicht auch im „Tyll“ zumindest etwas „Metaphysik“ stecken? An einer Stelle heißt es: „Man kann auf einem Seil nicht gehen. Das ist offensichtlich. Menschenfüße sind nicht gemacht dafür.“ Immer wieder wird der fundamentale Unterschied herausgestellt zwischen Tyll, der sich selber als „aus Luft gemacht“ beschreibt, und allen anderen.

Und wenn er schließlich mit den Mineuren verschüttet wird, also wie ins Totenreich, ja in die Hölle hinabgestiegen ist, wenn er dort einem anderen widerwillig die Beichte abnimmt, ihm vergibt und – wenn auch ironisch – den Satz des Gekreuzigten zitiert: „Heut noch bist du mit mir im Paradies“, wenn er dann offenbar auf wundersame Weise gerettet wird und es heißt: „Wenn es eng wird, gehe ich. Ich sterbe hier nicht. Ich sterbe nicht heute. Ich sterbe nicht!“ – hat der Narr dann nicht heilige, ja fast christusartige Züge?

Der Dreißigjährige Krieg, in dem das alles spielt, hat ja seine Ursprünge in einer religiösen Auseinandersetzung und in einer heute nicht mehr vorstellbaren Angst der Menschen um ihr Seelenheil. Er bringt nicht nur schreckliches Leid über die Menschen, er ist im Grunde eine einzige Blasphemie. Denn ein gegenseitiges Abschlachten ist geworden, wo es irgendwann ganz zu Anfang einmal um die Frage ging, was derjenige für die Menschen bedeutet, der die Nächstenliebe predigte.

In einer solchen Welt, die ihn blasphemisch verhöhnt, da kann auch Christus nur noch die Züge eines Narren haben. Will uns Kehlmann das sagen? Offen gesagt, ich weiß es nicht. Ich vermute sogar, ihm geht diese Deutung zu weit. Aber wir alle wissen: Große Kunst lässt manches entdecken, was sogar den Intentionen des Künstlers entgangen sein kann. Auch davon handeln Kehlmanns Geschichten nicht selten.

Lieber Daniel Kehlmann, Ihre Bücher haben, weil sie hohe Kunst sind, mehrere Bedeutungsebenen und Dimensionen. Genau auf diese Weise, nicht als eindimensionale und preiswert zu habende „Moral von der Geschichte“, bieten Sie die „subtile Analyse der deutschen Vergangenheit und Gegenwart“, wie es in der Begründung für den Frank-Schirmacher-Preis heißt. Vor allem helfen Sie aber, wie ich hinzufügen, uns selbst zu verstehen.

Und dafür danken wir Ihnen! Ich wünsche mir noch manche solcher Bücher von Ihnen, die uns unsere Welt erzählen und sie so verstehbar und veränderbar machen. Und ich wünsche mir weiter diesen Autor, der immer wieder auch seinen literarischen Hochsitz verlässt und seine Stimme im politischen Hier und Jetzt hören lässt. Nachdenklich und klug, wie ich das oft erfahren durfte. Nie belehrend, aber Haltung einfordernd. Nie an der Welt verzweifelnd, aber verzweifelt über Zynismus und Ignoranz. Ein Citoyen, ein Aufklärer, einer, der fordert und auffordert. Einer, den wir brauchen!

Lieber Daniel Kehlmann, ich gratuliere herzlich zum Preis!



Am Rand der Verleihung des Frank-Schirmacher-Preises: Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier und Elke Bündenbender mit dem Preisträger Daniel Kehlmann (3. v. l.) und Familie sowie Schauspieler Daniel Brühl (l.) und Verleger Alexander Fest (2. v. l.)



Flamenco-Pianist David Peña Dorantes, am Schlagzeug begleitet von Isidro Suárez, unter einer Projektion der Arbeit „Roma Stars“ (2012) von Damian Le Bas

„Von lauter Vorurteilen, Stereotypen und Klischees bis zur Unkenntlichkeit verdeckt“

Kulturabend mit Musik, Kunst und Literatur der Roma und Sinti und der Jenischen

22. Januar 2019, Schloss Bellevue

Ich freue mich, dass Sie alle heute Abend hier ins Schloss Bellevue gekommen sind. Es ist ein Abend, wie es ihn in diesem Haus noch nicht gegeben hat – und es soll eine ganz besondere Veranstaltung werden.

Vielleicht hat sich mancher von Ihnen gewundert, als er die Karte gelesen hat, auf der zu einem „Kulturabend mit Musik, Kunst und Literatur der Roma und Sinti und der Jenischen“ beim Bundespräsidenten eingeladen wurde. Vielleicht hat sich mancher gefragt, ob es dazu einen besonderen Anlass gibt. Ja, den gibt es, wenn auch nicht in Gestalt von Jahrestagen oder Jubiläen. Ich wollte mit diesem Abend vielmehr ein deutliches und – wie ich finde – überfälliges Zeichen setzen. Denn es gibt in Europa und in Deutschland eine oft bewusst oder unbewusst übersehene, vernachlässigte, ja verdrängte oder sogar unterdrückte Kultur, die gerade hier, am Sitz des Staatsoberhauptes unseres Landes sichtbar gewürdigt werden sollte. Die Kultur der Roma und Sinti, also die Kultur der größten Minderheit in Europa, sollte gerade hier im Mittelpunkt stehen.

Dieser Ort nämlich, das Schloss Bellevue, liegt nur wenige hundert Meter Luftlinie entfernt von der Zentrale des Terrors, von wo im Nationalsozialismus auch die planmäßige Vernichtung der Sinti und Roma organi-

satorisch geleitet wurde – gemäß dem Willen des damaligen deutschen Staatsoberhauptes.

Es ist gut, dass nun endlich mehr und mehr auch der mit Recht von Romani Rose und vielen anderen so genannte „vergessene Holocaust“ an den Sinti und Roma ins allgemeine Bewusstsein gelangt. Viele haben dazu beigetragen. An erster Stelle Sie, die Sinti und Roma selber, die unermüdlich auf das schreckliche Schicksal einer halben Million Mordopfer in Europa, davon mehr als 20.000 deutsche Sinti und Roma, hingewiesen haben; und auf den dauernden Schmerz, der in fast allen Ihren Familien bis heute lebendig ist.

Mein Amtsvorgänger Roman Herzog war es, der zur Eröffnung des Dokumentations- und Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma in Heidelberg am 16. März 1997 in aller Klarheit und mit bleibender Gültigkeit festgestellt hat: „Der Völkermord an den Sinti und Roma ist aus dem gleichen Motiv des Rassenwahns, mit dem gleichen Vorsatz und dem gleichen Willen zur planmäßigen und endgültigen Vernichtung durchgeführt worden wie der an den Juden.“ Da ich weiß, wie wichtig Ihnen gerade diese Feststellung war und ist, wiederhole ich sie heute hier ganz bewusst.

Sie gehört ja auch zum „Denkmal für die im Nationalsozialismus ermordeten Sinti und Roma Europas“, das nach so langer Vorbereitungszeit endlich am 24. Oktober 2012 hier in Berlin eingeweiht werden konnte.

Das Bewusstsein für die lange Geschichte des Antiziganismus und für die vielfach noch immer andauernde Diskriminierungs- und Verfolgungsgeschichte der europäischen Roma und Sinti wurde aber sicher auch geweckt und geschärft durch die Rede, die der niederländische Überlebende Zoni Weisz als erster Sinto am Holocaust-Gedenktag 2011 im Deutschen Bundestag gehalten hat. Wohl niemand, der dabei war oder die Rede im Fernsehen gesehen hat, wird sie je vergessen. Und wir sind uns heute Abend auch bewusst, dass in vielen Teilen Europas

heute erneut Ressentiments gegen Minderheiten, besonders auch gegen Sinti und Roma, geschürt und für politische Zwecke instrumentalisiert werden.

Wenn es heute Abend um die Kultur der Roma geht, diese alte europäische Kultur – die Sinti sind im Übrigen seit 600 Jahren im Gebiet des heutigen Deutschland zu Hause –, dann darf dieser dunkle und düstere Hintergrund der Geschichte nicht vergessen werden. Denn diese Kultur wurde ja oft gerade nicht als eine besondere und eigenständige wahrgenommen oder anerkannt – ja oft nicht einmal überhaupt als Kultur. Und wenn, dann als eine gleichermaßen bedrohliche wie faszinierend-exotische Lebensweise, was oft nur zwei Seiten derselben Medaille waren und sind.

Deswegen bin ich mir der Empfindlichkeiten nur allzu sehr bewusst, die berührt werden, wenn Nichtsinti und -roma über diese Kultur sprechen oder sie präsentieren oder sie gar selber künstlerisch thematisieren. Allzu oft ist sie dann nämlich von lauter Vorurteilen, Stereotypen und Klischees bis zur Unkenntlichkeit verdeckt. Selbst dann sogar, wenn es in bester Absicht geschieht. Die eigene Kultur selber zu artikulieren, ihren Wert zum Ausdruck zu bringen, die Selbstdarstellung gegen jede, oft diskriminierende Fremdbestimmung und Fremdbeschreibung zu setzen, dazu sind die Künstler des heutigen Abends eingeladen.

Bis in die jüngste Gegenwart wird und wurde die Kultur der Sinti und Roma – auch bei besten Absichten – verzerrt dargestellt. Man könnte viele Beispiele dafür finden. Vielleicht erinnern Sie sich noch an „Spiel, Zigan“ von Udo Jürgens aus dem Jahre 1971.

Das durchaus selbstkritisch gemeinte Lied benennt zwar die dunklen Seiten der Mehrheitsgesellschaft, bemüht aber eben auch die allzu bekannten Faszinationsklischees. Drei Verse daraus:

„Spiel, Zigan, spiel, / du kannst das Glück nur geben, / was in deinem Leben / diese Welt dir vorenthält. / Spiel deine Sehnsucht, / die sie nie

besaßen, / sie, die die Kunst / zu träumen längst vergaßen. / Spiel, Zigan,
spiel, / schenk denen deine Lieder, / die dich morgen wieder / lieber gehn
als kommen sehn.“

Das Lied atmet noch etwas den Geist der Nach-68er-Jahre, lässt durchaus
Gesellschaftskritik aufscheinen, bringt aber doch gerade, wo es positiv
sein will, jene Perspektive einer Außensicht auf die sogenannte „Zigeuner-
kultur“, die uns hier in Deutschland seit der Romantik bestens vertraut ist.

Heute Abend soll also nicht die Fremdbeschreibung den Blick auf die
Kultur der Roma und Sinti bestimmen, sondern die eigene Darstellung.
Das passt sicher auch zum baldigen Stapellauf des von Isabel Raabe und
Franziska Sauerbrey initiierten und von der Kulturstiftung des Bundes
geförderten RomArchive. Übermorgen wird es mit einem dreitägigen
Festival in der Akademie der Künste eröffnet.

Dieses großartige Pionierprojekt, das größte jemals aufgelegte Kultur-
projekt von, mit und über Sinti und Roma, baut erstmals ein digitales
Archiv auf, in dem die Selbstrepräsentation im Zentrum steht und der
Reichtum und die Vielfalt der Künste und Kulturen der Sinti und Roma
präsentiert werden. Ich hoffe, dass dadurch ein wichtiger Beitrag geleis-
tet wird, dass nach sechshundert Jahren der Fremdpräsentation Kunst
und Kultur von Sinti und Roma als integraler Bestandteil der Europäi-
schen Kulturgeschichte anerkannt wird.

Der Abend passt auch dazu, dass der Wunderhorn-Verlag sich schon seit
Langem für die Geschichte und Literatur der Sinti und Roma engagiert.
Sowie auch dazu, dass Wilfried Ihrig und Ulrich Janetzki vor einem hal-
ben Jahr in der Anderen Bibliothek unter dem Titel „Die Morgendämme-
rung der Worte“ zum ersten Mal einen „modernen Poesie-Atlas der Roma
und Sinti“ herausgegeben haben. Wenn man bedenkt, dass darin Gedichte
aus der Romanes-Sprache und aus 21 weiteren Sprachen und Dialekten
vorgestellt werden, sieht man, wie allgemeineuropäisch die lange Zeit
nur mündlich überlieferte sprachliche Kultur der Sinti und Roma ist.

In ihrem Vorwort stellt Dotschy Reinhardt dort zu Recht heraus, wie wich-
tig für Sinti und Roma das Bekenntnis zur eigenen Kultur auch für ihren
Kampf um die Menschenrechte ist. Und Klaus-Michael Bogdal betont in
seinem Nachwort noch einmal, wie die Beziehung zwischen den Mehr-
heitsgesellschaften und der Minderheit in Europa vor allem durch Angst
und Misstrauen geprägt ist – und wie sich das gerade in der Kultur der
Mehrheitsgesellschaft zum Ausdruck bringt und wie schwer die Selbst-
behauptung der eigenen Kultur der Rom-Völker dagegen ankam.

Dieser heutige Abend passt deswegen schließlich auch zu der ersten,
dem Thema Heimat gewidmeten Kulturwoche des Dokumentations- und
Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma vom 24. bis 27. Juni 2019, für
die ich gern die Schirmherrschaft übernommen habe.

Wer zeigt uns heute Abend nun Ausschnitte aus der Kultur der europä-
ischen Roma und Sinti? Gehört haben wir gerade schon Tayo Awosusi-
Onutor, die in Karlsruhe geborene Sängerin, Autorin, Regisseurin. Sie
bezeichnet sich selbst als Afro-Sintezza. Ihre Musik ist Soul, Jazz, R'n'B,
Musik der Sinti und Roma. Sie engagiert sich darüber hinaus politisch in
verschiedenen Communities of Colour. Tayo wird am E-Piano begleitet
von Ernie Schmiedel. Schön, dass Sie da sind!

Wir freuen uns auch auf die anderen Musiker: David Peña Dorantes aus
Sevilla entstammt einer der ältesten spanischen Flamenco-Dynastien,
der der Peña Perrate Bacán Pinini, und ist eine Schlüsselfigur des neuen
Flamenco. Dorantes wird am Schlagzeug begleitet von Isidro Suárez.
Herzlich willkommen!

Ich freue mich auf den Gitarristen und Komponisten Ferenc Snétberger,
aus Nordungarn stammend und seit Langem auch in Berlin beheimatet.
2011, da habe ich ihn zum ersten Mal gesehen, trat er gemeinsam mit
anderen beim Holocaust-Gedenktag im Deutschen Bundestag auf. Ferenc
Snétberger ist besonders für seine Improvisationskunst und sein die
Genre Grenzen überschreitendes Spiel bekannt. Sein Repertoire ist inspi-

riert von der Roma-Tradition seiner Heimat, der brasilianischen Musik und dem Flamenco ebenso wie von der klassischen Gitarre und dem Jazz. Herzlich willkommen!

Inspiziert haben die musikalischen Traditionen der Roma und Sinti ebenso übrigens die Meister der europäischen Klassik, wie wir von Haydn, Beethoven und Brahms wissen. Django Reinhardt etwa oder – gerade in Berlin unvergessen – Coco Schumann haben dem Jazz neue Farben und Ausdrucksmöglichkeiten gegeben.

Ich freue mich dann auf die Kunsthistorikerin und Kuratorin Tímea Junghaus, die aus Budapest stammt und Geschäftsführerin des European Roma Institute for Arts and Culture ist. Dieses ist 2017 auf Initiative des Europarats, der Open Society Foundations und der „Allianz für das European Roma Institute for Arts and Culture“ gegründet worden. Tímea Junghaus' kuratorisches Werk umfasst unter anderem den ersten Roma-Pavillon auf der Biennale in Venedig 2007.

Ich freue mich auf die bildende Künstlerin Delaine Le Bas aus Worthing, Großbritannien. Sie arbeitete mit ihrem verstorbenen Ehemann, dem Künstler Damian Le Bas, an ihren Installationen. Es gibt eine enge Zusammenarbeit mit der Galerie Kai Dikhas und dem Berliner Maxim-Gorki-Theater. Dort ist nicht nur seit 2017 das Stück „Roma Armee“ zu sehen, dort wurde auch 2018 die erste selbstorganisierte Roma-Biennale ausgerichtet. Herzlich willkommen!

Und zum Schluss: Ich hatte mich sehr gefreut auf die Schriftstellerin Mariella Mehr, die aber wegen Krankheit heute nicht selber kommen kann. Wir werden jedoch einen ihrer Texte hören. Die Schweizerin ist Angehörige der Minderheit der Jenischen, die zwar nicht zu den Sinti und Roma gehören, aber als „nach Zigeunerart umherziehende Landfahrer“ diskriminiert und verfolgt wurden. Sie wurde, wie viele andere, von ihrer „fahrenden“ Familie, ihren Eltern zwangsweise getrennt, wuchs in sechzehn Kinderheimen und drei Erziehungsanstalten auf. In Romanen



Im Gespräch mit Romani Rose, dem Vorsitzenden des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma

und Gedichten entwickelte Mariella Mehr eine bilderreiche, expressive Sprache für existenzielle Erfahrungen wie Fremdheit und Zugehörigkeit, Verletzung und Schmerz.

Sie sehen: Unsere Besetzung ist international. Und dazu gehört auch die Schauspielerin Sophie Rois, die den Text von Mariella Mehr liest. Sie ist aus Linz, jetzt aber schon lange in Berlin, wo sie viele Jahre mit Frank Castorf gearbeitet hat. Jetzt ist sie Ensemblemitglied des Deutschen Theaters. Dass diese herausragende Schauspielerin uns heute Abend die Ehre gibt, freut mich wirklich sehr.

Ich verspreche Ihnen einen aufregenden und spannenden Abend. Und ich hoffe, dass wir mit diesem Abend ein hörbares und sichtbares Zeichen setzen.



Rede in der Kulturkirche Neuruppin

**„Es ist nie zu früh für ein Gespräch,
es ist aber auch nie zu spät.
Nichts ist so belastend wie das
Ungesagte und das Ungehörte.“**

Eröffnung des Fontanejahres „fontane.200“

30. März 2019, Neuruppin

„Zu Risiken und Nebenwirkungen fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker.“
Sie alle kennen diesen Warnhinweis – keine Arzneimittelwerbung ohne ihn. Der menschliche Kontakt, das beratende Gespräch ist wichtiger als jeder Beipackzettel, sogar unersetzlich.

Theodor Fontane war gelernter Apotheker und hat diesen Beruf auch ausgeübt. So konnte er sich aus mit Heilmitteln und Medizin und mit menschlichen Krankheiten. Er wird gewusst haben, dass jeder Mensch auf seine eigene, individuelle Weise krank sein kann, und er wird auch gewusst haben, dass es für jeden Einzelnen einer speziellen Zuwendung bedarf, dass es kein Allheilmittel gibt, das für alles und für alle eingesetzt werden kann.

Und er wird auch erfahren haben, dass zum Erkennen eines individuellen Leidens und der möglichen individuellen Heilung nichts so unersetzlich ist wie das Gespräch.

Beide Erfahrungen bestimmen auch das Werk des Schriftstellers Theodor Fontane: die unverwechselbare Individualität und die Kunst des Gesprächs. Glück und Leiden des Einzelnen, Scheitern und Gelingen des individuellen Lebens sind bei ihm zentral – erkennbar nicht zuletzt in der Beschreibung der großen Frauengestalten Jenny Treibel, Effie Briest,

Mathilde Möhring, Grete Minde. Und wie kaum ein anderer ist er ein Meister darin, das Gespräch darzustellen, das die Individuen miteinander verbindet. Das Gespräch, das sie einerseits miteinander in Kontakt bringt, das sie Gemeinsamkeiten und Unterschiede, Übereinstimmungen und Konflikte zum Ausdruck bringen lässt, durch das sie aber auch oft erkennen, wer sie selber sind, welchen eigenen Lebensweg sie zu gehen haben. Manche jenseits von gesellschaftlichen Pflichten und Erwartungen.

Den zweihundertsten Geburtstag dieses Menschenkenners feiern wir in diesem Jahr, den zweihundertsten Geburtstag dieses, heute würde man sagen: Großschriftstellers. Seine Romane und Gedichte werden bis heute gelesen, und ich füge hinzu: freiwillig, nicht nur als verpflichtende Schullektüre. Den zweihundertsten Geburtstag dieses großen Journalisten – und bis zu seiner Todesstunde übrigens leidenschaftlichen Zeitungsverschlingers – und einzigartigen Autors aus dem Brandenburgischen, der dieser Region nicht nur ein Denkmal gesetzt, sondern der sie in gewisser Weise wandernd und schreibend erfunden hat. Denn er hat uns gelehrt, ihre verborgenen Schönheiten, ihren Glanz und ihre Melancholie, ihre Geschichte und ihre Wirkung auf das menschliche Gemüt zu sehen und zu begreifen.

Zweihundert Jahre. Ist das nicht längst abgelegte Vergangenheit, die uns kaum noch etwas angeht? Eine kleine Rechnung, von der ich sicher bin, dass sie auch Fontane gefallen hätte, der oft in Generationenfolgen dachte, zeigt uns etwas anderes: Der erste Bundespräsident, Theodor Heuss, hat noch vierzehn Lebensjahre mit Theodor Fontane geteilt – und der Bundespräsident, der heute mit Ihnen das Fontanejahr eröffnet, noch fast acht Jahre mit Theodor Heuss.

Solche Überschneidungen von Lebenszeiten können uns vor Augen halten, dass unser oft von der jeweiligen Aktualität geprägtes Bewusstsein den Blick nur ein wenig weiten muss, um zu begreifen, wie nah uns geschichtliche Ereignisse und Personen sind. „Denn es ist alles nicht lang her“, heißt einer der zentralen Sätze im „Tyll“, dem neuen historischen Roman von Daniel Kehlmann, den ich Ihnen sehr ans Herz lege.

Aber gerade weil es „nicht lang her“ ist, gerade weil die Welt, in der Fontane lebte und von der er uns erzählt, nur einen historischen Lidschlag von uns entfernt ist, gerade deswegen sind wir immer wieder erstaunt, wie anders diese Welt war.

Eine Welt, in der man sich noch zum Duell forderte, in der man zu Pferde manchmal noch schneller war als Telegramme, in der feste, seit unvor-denklichen Zeiten geprägte Rollen vorgesehen waren für Oberförster, Kutscher, Fräuleins, Landadelige, Offiziere, Pförtner, Lehrer oder Pfarrer und in der eine Frau ohne jede Zweideutigkeit Domina hieß – wenn sie denn einem Damenstift vorstand. Wer es nicht glaubt, lese es nach im „Stechlin“.

Und doch gibt es in dieser Welt Phänomene, die uns so aktuell erscheinen können, als seien sie von heute. Das neunzehnte Jahrhundert war in Europa über weite Strecken eine von den langen Schrecken der vorherigen Kriege befreite Zeit. Zwischen 1815 und 1914 lag die Sterbeziffer für im Krieg gefallene Männer siebenmal niedriger als im Jahrhundert zuvor. Der Historiker Richard J. Evans gibt in seinem neuesten Buch über das neunzehnte Jahrhundert dafür einen entscheidenden Grund an: den Willen zum Dialog. Er schreibt: „Die führenden Vertreter europäischer Staaten [...] machten es sich zur Gewohnheit, häufig zusammenzukommen und ihre Differenzen auszudiskutieren.“ Das Gespräch als friedenserhaltende Maßnahme.

Dieselbe Erkenntnis gilt leider auch in ihrer Umkehrung: Mit dem Versagen des Gesprächs, mit dem Zusammenbruch der Diplomatie in der Julikrise von 1914 beginnt für Europa die tödlichste Zeit seiner Geschichte, die Katastrophe zweier Weltkriege. Von dieser Erfahrung erschüttert und geprägt, beschreibt der Philosoph Karl Jaspers schon am 4. November 1945 die wichtigste Maxime für einen Neubeginn: „Wir müssen lernen, miteinander zu reden. Das dogmatische Behaupten, das Anbrüllen, das trotzig empört sein, die Ehre, die bei jeder Gelegenheit gekränkt die Unterhaltung abbricht, all das darf es nicht mehr geben.“

Karl Jaspers ist im vergangenen Monat vor genau einem halben Jahrhundert verstorben, seine Zeilen aber klingen geradezu unheimlich aktuell. Was er beklagt, darunter leiden auch wir heute. Und was er fordert, das gibt es in den Romanen Theodor Fontanes – und zwar überall dort in seinem Werk, wo das Gespräch die Hauptrolle spielt. Ganz besonders deutlich wird das in seinem letzten Roman „Der Stechlin“, seinem Vermächtnis, wie man wohl sagen kann.

Vom alten Stechlin, der Hauptperson, heißt es dort: „Er ließ sich gern was vorplaudern und plauderte selber gern.“ Plaudern – das halten wir heute gern für eine harmlose, nebensächliche Angelegenheit. Im Stechlin’schen Sinne aber – und im Fontane’schen erst recht – ist es eine zutiefst ernste menschliche Beschäftigung. Warum?

Vom gleichen Stechlin heißt es, dass sein schönster Zug „eine tiefe, so recht aus dem Herzen kommende Humanität“ war. Und diese Humanität besteht nicht nur darin, dass er, wie es heißt, „seinem ganzen Wesen nach hinter alles ein Fragezeichen machte“, sondern auch gerne „freie Meinung“ hörte, gerade auch, wenn es nicht seine Meinung war. Und seine tiefe Überzeugung war: „Unanfechtbare Wahrheiten gibt es überhaupt nicht, und wenn es welche gibt, so sind sie langweilig.“

Im Roman „Der Stechlin“ passiert fast nichts. Fontane selber fasst seinen Inhalt bekanntlich so zusammen: „Zum Schluss stirbt ein Alter, und zwei Junge heiraten sich, das ist so ziemlich alles, was auf fünfhundert Seiten geschieht.“

Aber es geschieht eben viel mehr, und es geschieht etwas Wunderbares. Es geschieht das Wunder des Gesprächs, der Plauderei, der Causerie, des Austauschs von Weltansichten: von Einsichten und Aussichten, von Erinnerungen und Hoffnungen. Diese Plaudereien sind oft von urbanem Witz und Ironie, oft aber auch von Ernst und Leidenschaft und festen Überzeugungen geprägt. Aber nie von Unbelehrbarkeit oder gar von einem betonschädlichen Besserwissen. Wer würde in unseren Tagen ein

solches ziviles, friedliches, leicht schwebendes Gespräch zwischen durchaus unterschiedlichen, ernsthaft-heiteren Menschen nicht tatsächlich fast für ein Wunder halten?

Ja, zugegeben, es war noch eine Standesgesellschaft, und ja, es gab noch starke Rollengrenzen zwischen Männern und Frauen. Aber hier, im „Stechlin“, da reden sie alle miteinander, die Kutscher mit den Grafen, die Offiziere mit den Stiftsdamen, die Lehrer mit den Oberförstern, die Pförtner mit den Adeligen, die Männer mit den Frauen, und was ganz besonders wichtig ist: die Generationen untereinander.

So kommt jeder im Gespräch aus seiner eigenen, beschränkten Welt immer ein Stück weit heraus, so wird die eigene Subjektivität immer an der Subjektivität des anderen gebrochen, vielleicht korrigiert. Jeder hat ja nur seine Perspektive, und erst im Austausch mit den anderen entsteht so etwas wie eine objektivere Weltansicht. Das Gespräch ist auf diese Weise für den Einzelnen gesellschaftsdurchdringend und gesellschaftserklärend – für alle zusammen aber gesellschaftsbildend.

Daran sollten wir auch im dreißigsten Jahr der Deutschen Einheit denken. Auch hier gilt: Es ist nie zu früh für ein Gespräch, es ist aber auch nie zu spät. Nichts ist so belastend wie das Ungesagte und das Ungehörte. Also: Wir brauchen das Gespräch zwischen Ost und West mehr und intensiver, als wir das lange gedacht haben.

Übrigens: Nicht jedes Gespräch bringt umstürzende Einsichten. Wie sagt Komtesse Armgard: „Es braucht ja, wenn man plaudert, nicht alles absolut neu zu sein. Man darf sich wiederholen. Papa hat auch einzelnes, das er öfter erzählt.“ Ja, es geht im Gespräch manchmal auch nur darum, sich seines und des anderen Daseins zu vergewissern.

Natürlich gilt auch dies, in Fontanes Romanen wie in der Gesellschaft: Das Gespräch allein löst nicht alle Probleme – wir kennen die Geschichte von Effie Briest, um nur dieses eine Beispiel zu nennen. Und doch ist

in Fontanes Werk eine tiefe Humanität des Miteinander-Sprechens zu besichtigen, die wohl in der Literatur ihresgleichen sucht. Diese Kultur des Gesprächs schließt dem Einzelnen so viele andere Schicksale und Weltansichten auf und relativiert so – zum Glück! – das eigene Dasein. Ganz in diesem Sinn kann am Ende, in der Ansprache zu seinem Tod, vom alten Stechlin gesagt werden: „Nichts Menschliches war ihm fremd, weil er sich selbst als Mensch empfand und sich eigener menschlicher Schwäche jederzeit bewusst war.“

Und dann fasst Fontane, beziehungsweise im Roman der Pfarrer, in einem wunderbar kurzen Satz zusammen, was wir alle sein sollten und könnten, wenn wir die richtige Mischung aus klarem Selbstbewusstsein und immer neuer Lernbereitschaft gefunden hätten: „Er war das Beste, was wir sein können, ein Mann und ein Kind.“

Theodor Fontanes Romane sind auch eine Antwort auf die Frage, warum wir überhaupt alte Bücher längst verstorbener Autoren lesen sollten. Die geistvolle Unterhaltung, die gelehrte oder heitere Konversation, die können wir im Lesen dieser wunderbaren, unsterblichen Romane jederzeit und immer wieder neu beginnen. Wir sind dann nämlich mit uns selber, mit unserer eigenen Vergangenheit und Herkunft im Gespräch, und wir erfahren, was wir in Anbetracht der alten Zeiten zum Glück überwunden oder zu unserem Unglück verloren haben; und wo wir heute – zu unserem Glück oder Unglück – angekommen sind.

„Vor dem Sturm“ hieß der erste Roman Fontanes, es gibt darin Episoden aus den Napoleonischen Kriegen. „Vor dem Sturm“ hätte auch sein letzter Roman, der so stille, friedliche „Stechlin“ heißen können. Denn nur wenig später, beim Kriegsbeginn 1914, ist die Welt, die Fontane so liebte und die er so eindringlich beschreiben konnte, für immer versunken. Als hätte er es geahnt.

Wenn wir heute die Bücher Theodor Fontanes lesen, dann hören wir auch die Aufforderung, es nicht noch einmal zu einem Untergang Euro-

pas kommen zu lassen. Indem wir nämlich miteinander reden – über die Grenzen hinweg, wie er es selbst, der Jahre seines Lebens in Großbritannien verbracht hat, praktiziert hat. Das ist seine Mahnung.

Aber seine Kunst ist natürlich viel mehr als politisch-moralische Mahnung. Fontane war ein Ausnahmeschriftsteller, eine Ausnahmerecheinung unter den Schriftstellern des neunzehnten Jahrhunderts. Seine Romane spiegeln weniger das alte Preußen als vielmehr den Konflikt zwischen Tradition und Moderne und sind vielleicht gerade deshalb so unverändert aktuell. Und was mir gefällt: Er schreibt ohne Schaum vorm Mund – mit Großzügigkeit gegenüber Fehlern und Vorurteilen von Menschen, die ein anderes Leben als das eigene nie kennengelernt haben.

Der deutsche Literaturkritiker Rolf Vollmann, der vielleicht mehr Romane gelesen hat als alle anderen unter uns Lebenden, schreibt über Fontanes „Stechlin“ und seine „hinreißende Lockerheit der Sprache“:

„Man nimmt das alles in einem großen Sinne zur Erholung, wie man das von Kunst so gar nicht erwartet: man liest ein paar Sätze, und man hat das, was einem alten Analphabeten ein guter Whisky wäre: Abstand, Ruhe, ja so etwas wie Glück.“



Lieder aus der „Dreigroschenoper“ von Bertolt Brecht und Kurt Weill, vorgetragen von Christopher Nell und Angela Winkler

„Nie zuvor sind das Theater, die Musik und das Musiktheater so unmittelbar aus der Zeit heraus geboren, in der sie entstanden sind“

Soiree zur Kunst und Kultur in der Zeit der Weimarer Republik

2. April 2019, Schloss Bellevue

Was für eine Zeit, die Jahre der Weimarer Republik! Was für eine explosive, exzessive, expressive Zeit, auf die wir zurückblicken wollen. Der Krieg ist zu Ende, die Monarchie ist untergegangen, die Republik wird geboren. Und noch ist nichts davon Geschichte. Alles ist Gegenwart. Und alles, was geschieht, geschieht gleichzeitig: Straßengewalt und Massenprotest, Elend und Hunger, aber auch Aufbruch, Befreiung, Moderne – ein ganz neues Lebensgefühl.

Wir, die wir zurückblicken, kennen das Ende. Für die Akteure der Weimarer Zeit aber war die Geschichte offen. Sie war Gegenwart. Und vielleicht muss, wer verstehen will, warum die Filme, Theaterstücke, die Literatur, Architektur und Kunst der Weimarer Zeit uns noch heute faszinieren, begreifen, dass es nie zuvor in der deutschen Kulturgeschichte so viel Gegenwart gab wie in den 1920er Jahren.

Nie zuvor sind das Theater, die Musik und das Musiktheater so unmittelbar aus der Zeit heraus geboren, in der sie entstanden sind. Und mehr noch der Film, der als Medium noch so jung war, dass Thomas Mann 1928 in seiner Ansicht über den Film geschrieben hat: „Ich sprach von einer Lebenserscheinung – denn mit Kunst hat, glaube ich, verzeihen Sie mir, der Film nicht viel zu schaffen.“

1928 ist auch die Entstehungszeit des „Blauen Engels“ nach dem Roman seines Bruders Heinrich. Es ist der Film, den wir eben in einem kleinen Ausschnitt gesehen haben und der heute fast auf den Tag genau vor 89 Jahren uraufgeführt wurde, nicht weit von hier, im alten Gloria-Palast am Kurfürstendamm. 1930, das Jahr, in dem er in die Kinos kam, war das Jahr einer Reichstagswahl, aber eben nicht irgendeiner. Es war das Jahr der Reichstagswahl, aus der die Nationalsozialisten als zweitstärkste Partei hervorgingen, der Wahl, die Thomas Mann zu seiner „Deutschen Ansprache“ animierte, dem Appell eines Literaturnobelpreisträgers an die Vernunft seiner Landsleute. Einen Auszug daraus werden wir später noch hören, gelesen von Matthias Brandt. Ich freue mich, lieber Matthias Brandt, dass Sie hier sind.

Auch wenn ich bereits beim Jahr 1930 gelandet bin: Diesen Abend mit dem „Blauen Engel“ zu beginnen, folgt nicht der Neigung, die Geschichte der Weimarer Republik von ihrem Ende her zu erzählen. Das ist die Perspektive, von der wir uns vielleicht nie ganz lösen werden, mit der wir heute Abend aber absichtsvoll ein wenig brechen wollen.

Liebe Gäste, ich freue mich über Ihr Interesse, ich freue mich über Ihr Kommen und darauf, mit Ihnen eine Zeit Revue passieren zu lassen, die uns große Kunst und große Fragen hinterlassen hat. Eine Zeit, die der unseren auf eine Weise nah ist, die uns fasziniert, aber auch beunruhigt.

Dass wir uns immer wieder, und zurzeit besonders, mit den Jahren der Weimarer Republik beschäftigen, dass sie als Epoche nichts von ihrer Bedeutung für die Geschichte und Kulturgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts verloren haben, das hat, denke ich, viel mit ihrer Dynamik zu tun, dem ungeheuren Aufbruch, den diese Zeit bedeutete.

Das, was wir Moderne nennen, hatte schon zuvor, noch im Kaiserreich, Anlauf genommen: in der Malerei, in der Architektur. Aber den Durchbruch erlebte sie erst nach 1918. Überall dort, wo wir auf ihre Zeugnisse stoßen, auf das geistige und kulturelle Erbe der Weimarer Republik,

kommt uns, was wir da lesen oder sehen, im Guten wie im Bösen, ganz und gar nicht gestrig vor. Wir schauen dieser Tage auf einhundert Jahre Bauhaus und bemerken: Es war stilbildend. Wir (und nicht nur die Berliner) gehen durch Siedlungen von Bruno Taut und sehen urbane Architektur, die Antworten finden will auf die Enge und die Zumutungen der Hinterhofquartiere, die Licht will, Luft und Freiheit.

Wir hören die Musik der 1920er Jahre, sehen Filme – gleich im Anschluss eine „Metropolis“-Suite mit Frank Strobel und Olav Lervik am Klavier –, wir lesen Bücher, gehen ins Theater, erleben nachher noch einen kleinen Auszug aus der „Dreigroschenoper“, dem wohl prägendsten Stück jener Zeit, mit Angela Winkler, Christopher Nell und Hans-Jörn Brandenburg. Wir freuen uns, dass Sie da sind! Wir lesen Bücher, wir gehen ins Theater, und wir spüren bei alledem: Was da vor einhundert Jahren komponiert, inszeniert und geschrieben wurde, ist nicht einfach alt, ist nicht einfach Geschichte. Es hat uns etwas zu sagen.

Die Kultur und Ideen dieser Zeit und ihr Rhythmus sind uns geläufig und auch noch vertraut. Wir sind nicht nur passive Betrachter, wir gehen mit ihnen um. Und nicht nur in Zeiten, in denen wir, mit Blick auf den Kalender, hundert Jahre zurückschauen.

Die Dynamik der Roaring Twenties, ihre Rastlosigkeit, Beschleunigung, angetrieben von Automobilen, von der „Elektrischen“, von neuen Übertragungstechniken, all das ist uns nicht fremd – auch nicht das Wesensmerkmal dieser Epoche: ihre ins Extreme gesteigerte Widersprüchlichkeit, das Mehrdeutige, Schillernde, Ambivalente, Androgyne. Wir sind konfrontiert mit Formen und Ideen, die sich an eine freie, eine demokratische Gesellschaft richten. Zu einem Zeitpunkt aber, als es die noch nicht gab. Die im Ringen zwischen restaurativen Kräften und den Kräften der Veränderung erst im Entstehen begriffen war. Für viele in den 1920er Jahren war der kulturelle Aufbruch eine Offenbarung, für viele andere aber auch eine Zumutung und für die meisten mindestens eine Herausforderung.

„Glotzt nicht so romantisch!“ Dieser Satz – er hing, wie viele von Ihnen wissen werden, 1922 in den Münchner Kammerspielen zur Uraufführung von Brechts „Trommeln in der Nacht“ – war durchaus nicht nett gemeint. Er ist keine freundliche Aufforderung, er ist eine Handlungsanweisung, ein Dekret. Und Brecht konnte seinen Anweisungen Nachdruck verleihen! Das wissen wir spätestens, seit Heinrich Breloer ihm die Stimme von Burghart Klaußner gab. Herzlich willkommen auch Ihnen, lieber Burghart Klaußner!

„Glotzt nicht so romantisch“ – dieser Satz hat sein Potenzial bewahrt, über ein ganzes Jahrhundert hinweg. Er richtet sich an uns, und er verfehlt sein Ziel nicht. Er provoziert noch immer.

Ich will mit dieser unvollständigen Betrachtung sagen: Kunst, die an eine offene, demokratische Gesellschaft adressiert ist, findet idealerweise eine solche Gesellschaft tatsächlich vor. Sie ist fordernd, ironisch, provokant.

Eine gefestigte Demokratie wird die Herausforderungen der Moderne nicht fürchten. Doch die Weimarer Republik war eben das nicht. Was sie kennzeichnete, war Fragmentierung; eine Zersplitterung in unterschiedlichste Milieus – politisch, gesellschaftlich, sozial und kulturell. Die Republik war fragil. Ihre Krisen erzeugten Angst und Eskapismus. Längst nicht alle Künstler, Intellektuellen, Freigeister, die zum kulturellen Reichtum jener Jahre beitrugen, waren zugleich Unterstützer von Republik und Demokratie. Viele von ihnen standen zwar gegen die Restauration, aber deshalb noch lange nicht für die Realität der Republik.

Und schließlich, das zeigt die erwähnte Reichstagswahl vom September 1930: Schutz vor der Zerrissenheit einer modernen Gesellschaft, vor ihrer Offenheit, ihrer anstrengenden Vielfalt und Beliebigkeit, kurz: Schutz vor den Zumutungen der Freiheit versprochen am Ende die mit den einfachen Antworten, die Volksgemeinschaft, die Unterwerfung unter rechte wie linke Ideologien.

Vielleicht rührt auch daher ein Teil der ungebrochenen Faszination jener Zeit und jener Kunst. Sie fordert uns zu der Frage heraus: Wie gefestigt ist eigentlich unsere Demokratie heute? Was provoziert oder spaltet uns? Auch solche Fragen schwingen heute Abend mit im Raum, und wir gehen diesen Fragen in einer anderen Veranstaltungsreihe über die Zukunft der Demokratie hier regelmäßig nach.

Am Anfang wie am Ende des Weimarer Aufbruchs in die Moderne lag ein Abgrund – das Elend des Krieges, der Einbruch von Gewalt, Zerstörung und Vernichtung. Ein unbeschwerter, unkritischer Blick zurück ist schon deshalb nur schwer möglich, weil dieser Blick auch nach dem Verbleib all jener Schriftsteller, Philosophen, Maler, Regisseure, Schauspieler und Musiker dieser Zeit fragen muss, nach den Männern und Frauen, die eben noch bewundert und kurz darauf verachtet und vertrieben wurden, weil sie Juden waren oder politisch unerwünscht. Kein Blick zurück, der nicht auch die Leerstellen wahrnehmen muss, den Verlust. Keine Erinnerung ohne das Eingeständnis, dass etwas fehlt, uns allen fehlt, in der Kunst, in der Musik und in der Literatur, das, was nicht mehr gemalt, nicht mehr komponiert und nicht mehr geschrieben wurde.

Ja, mit der Faszination für dieses kulturell so ungemein produktive Jahrzehnt verbindet sich immer auch ein Unbehagen. Das Unbehagen an dieser Zeit ist ebenso nachhaltig wie die Faszination, die von ihr ausgeht.

Zweimal in seiner Geschichte war Berlin absolut modern, schrieb *Die Zeit* unlängst. So modern, dass die ganze Welt hinsah: in den Zwanzigern – und heute. Und gerade dafür steht Tom Tykwers Fernsehserie „Babylon Berlin“. Sie wirft eben keinen dokumentarischen, sondern einen emphatischen Blick auf die 1920er Jahre: Wir fiebern mit im Fieber der Zeit. „Die Krise“, heißt es in der *Zeit*, „ist Lebensgefühl.“ Für die existenziellen Bedrohungen der Weimarer Republik, für Revolution, Bürgerkrieg, Inflation, Massenarbeitslosigkeit, Hunger und politische Gewalt finden sich, glücklicherweise!, keine Entsprechungen im Deutschland der Gegenwart. In der Welt dagegen schon. Und die ist mit der Globalisierung kleiner geworden.

Die Angst vor krisenhaften Veränderungen, die viele heute umtreibt, die Angst vor einem Kontrollverlust – diese „German Angst“ gilt nicht zu Unrecht auch als das Erbe dieser Zeit.

Aber muss uns der Rückblick in die Zeit der Weimarer Republik deshalb ängstigen oder beunruhigen? Er muss es keineswegs.

Aus dem Rauschen dieser Zeit ist unendlich viel hervorgegangen: Mitreißendes, Widersprüchliches, Provokatives. Ich selbst wurde erst kürzlich wieder mitgerissen und hingerissen – vom „Ball im Savoy“ des jüdischen Komponisten Paul Abraham nämlich, jenem furiosen „Tanz auf dem Vulkan“, eindrücklich und unvergesslich zu erleben, lieber Barrie Kosky, an der Komischen Oper in Berlin.

Und so soll es auch heute Abend sein: Zurückzublicken und zurückzuhören macht uns reicher und, sofern es ein kritischer Rückblick ist, gewiss nicht dümmer. Einen solchen Blick sollten wir uns nicht nur zutrauen, wir dürfen ihn, und das wünsche ich Ihnen, heute Abend sogar genießen.



—
Ansprache zu Beginn der Soiree im Großen Saal von Schloss Bellevue



Pianistin Julia Hülsmann und Sänger Thomas Quasthoff mit Auszügen aus dem Programm „Nice 'n' Easy“

„Gute Musik ist eben gute Musik – und Schubladen, Fächer, strenge Genre-Trennungen haben echte Musiker ohnehin nie wirklich akzeptiert“

Jazzkonzert am Vorabend der Eröffnung des Jazzfestes Bonn

16. Mai 2019, Villa Hammerschmidt

Das Jazzfest Bonn hat schon eine kleine Tradition – es findet in diesem Jahr zum zehnten Mal statt –, ein Jazzabend in der Villa Hammerschmidt noch nicht. Das ist heute Abend also eine Premiere. Aber das muss kein singuläres Ereignis bleiben: Alle Traditionen beginnen mit dem ersten Mal.

Ich freue mich auf jeden Fall, dass dieser Abend zustande gekommen ist, sozusagen als präsidiales Intro zum Jazzfest, und ich freue mich noch mehr, dass Sie alle heute Abend hierher in die Villa Hammerschmidt gekommen sind.

Jazz und Villa – das klingt zunächst mal so, als ginge da eigentlich nichts zusammen. Aber wir alle wissen, dass Jazz schon längst nicht mehr eine Angelegenheit für schummrige, verrauchte Keller ist, dass Jazz sich als Kunstform schon längst auch, vielleicht nicht immer gerne, aber selbstbewusst im prachtvollen Glanz der großen Konzertsäle der Welt präsentiert. Wolfgang Haffner, den ich hier unter den Anwesenden vermuten darf, habe ich gerade erst mit Nils Landgren in der Berliner Philharmonie gesehen.

Hier ist es ein bisschen kleiner und intimer, und vielleicht entsteht ja heute Abend gerade in diesem Rahmen und in der vornehmen Bescheidenheit dieses Hauses ein Stück jener Clubatmosphäre, in der sich diese Musik ja doch eher wohlfühlt, vielleicht sogar ihre Ursprünge hat.

Ich finde es sehr gut, dass man – um es jetzt mal musikalisch zu sagen – mit der Beethovenstadt Bonn nun nicht mehr nur klassische und romantische Musik, sondern dank Ihnen und den Musikern auch Jazz assoziiert. So erfolgreich und weithin bekannt ist das Jazzfest Bonn inzwischen geworden. Und so ganz voneinander entfernt muss am Ende beides auch nicht sein. Wer einmal im Ohr hat, wie etwa Friedrich Gulda das Opus 111 von Beethoven interpretiert, ohne eine Note willkürlich zu verändern, der wird nicht mehr vergessen, welcher Swing in Beethovens Musik steckt – oder zumindest stecken kann, wenn man ihn zu entdecken versteht.

Gute Musik ist eben gute Musik, und Schubladen, Fächer, strenge Genre-Trennungen haben echte Musiker ohnehin nie wirklich akzeptiert. Das beste Beispiel dafür ist heute Abend wohl Thomas Quasthoff, der im klassischen Gesang begonnen hat und nun seine große stimmliche Kunst dem Jazz widmet; wir werden es ganz am Ende dieses Abends hören. Das Programm, aus dem wir Auszüge hören, heißt „Nice 'n' Easy“. Eine schöne Überschrift für den ganzen heutigen Abend.

Aus dem Bundesjazzorchester kennen sich Rebekka Ziegler, Veronika Morscher, Laura Totenhagen und Zola Mennenöh. Als A-cappella-Quartett „Of Cabbages and Kings“ werden sie uns zu Beginn des Konzerts zeigen, was stimmliche Virtuosität vermag.

Und schließlich freue ich mich besonders auch auf Julia Hülsmann am Piano, die nicht zum ersten Mal mein Gast ist. Sie gehört zu den ganz großen Namen im Jazz. Und das trifft ganz sicherlich auch auf ihren heutigen Partner Christopher Dell zu, mit dem wir den wohl führenden Vibraphonisten seiner Generation heute Abend hier begrüßen können.



Jazzkonzert in den Räumen der Villa Hammerschmidt

Und schließlich, das will ich nicht vergessen, möchte ich mich bedanken bei Peter Materna, dem Intendanten des Jazzfest Bonn, der tatkräftig und entscheidend dazu beigetragen hat, dass wir heute diese wunderbare musikalische Mischung erleben können.

Uns allen, liebe Gäste, wünsche ich einen schönen, einen inspirierenden Abend, von dem ich vor allem schon vorher eines vermuten darf: Uns wird sicherlich nicht langweilig. Viel Vergnügen!



Eröffnungsansprache im Landesmuseum für Klosterkultur im Kloster Dalheim

„Offenbar ist das ein zutiefst menschliches Bedürfnis: sich eine komplexe Welt einfach zu stricken“

Eröffnung der Ausstellung
„Verschwörungstheorien – früher und heute“

17. Mai 2019, Lichtenau

Ich freue mich, dass Sie so zahlreich gekommen sind, und ein besonderer Dank geht an den Direktor dieses Museums für die Einladung. Lieber Herr Grabowski, ich freue mich sehr, heute hier zu sein in dieser wunderschönen Klosteranlage in Dalheim! Und damit auch in meiner ostwestfälischen Heimat, in der ich mich immer noch ein bisschen auskenne. Ja, wir sind hier in einer ländlichen Region nach den gängigen Kriterien. Aber ländlich heißt nicht abgehängt, heißt erst recht nicht vernachlässigt. Ostwestfalen ist ein erfolgreicher Wirtschaftsstandort und reich an Kulturschätzen. Genau das will ich zeigen, an möglichst vielen Orten Deutschlands. Und deshalb steht diese Reise durchs Land bei mir unter dem Titel „Land in Sicht“. Was ich anderswo beschrieben habe, gilt gerade und erst recht hier: Kunst und Kultur gibt es in Deutschland eben nicht nur in den Metropolen, sondern überall im Land und auf dem Land. Vielen Dank also an Sie alle, die dieses Museum so engagiert betreiben und unterstützen.

Es ist kein Zufall, dass ich hier bin. Und erst recht sind es nicht dunkle Mächte, die im Hintergrund die Fäden gezogen haben, um mich nach Dalheim zu bringen. Verschwörungstheorien müssen nicht bemüht werden; hier nicht und auch sonst seltener, als es tatsächlich geschieht.

Dennoch, ich weiß: Der Glaube an Verschwörungen ist vermutlich so alt wie die Menschheit. Lange Zeit war er vor allem religiös begründet – viel-

leicht eignet sich also gerade ein ehemaliges Kloster hervorragend für eine solche Ausstellung. Der Rundgang, den wir gerade gemacht haben, ist eine faszinierende Zeitreise, die ich jedem empfehlen kann. Da geht es um Pakte mit dem Teufel, um Templerorden und Illuminaten. Und auch um die Aufklärung – die Aufklärung, die mit der Verschwörungstheorie gerungen hat und sie dennoch nicht besiegen konnte. Beide – Aufklärung und Verschwörungstheorien – liegen bis in die Gegenwart hinein im Kampf miteinander, denken wir nur an die sogenannte Dolchstoßlegende nach 1918, die wunderbar dargestellte „inszenierte Mondlandung“ oder die „wahren Drahtzieher“ hinter den Anschlägen vom 11. September 2001. Eine der perfidesten und in ihrer Folge mörderischsten Verschwörungstheorien war die einer angeblichen jüdischen Weltverschwörung, die auch im modernen Antisemitismus bis heute weiterlebt.

Nein, trotz allen Fortschritts in Wissenschaft und Gesellschaft, trotz aller Aufgeklärtheit und Rationalität: Bis heute glauben viele Menschen daran, dass sich reale oder irrealer Verschwörer im Geheimen zusammentun, um dunkle, oft verbrecherische Komplote zu schmieden.

Solche Theorien, das wissen wir aus der Forschung, sind nicht nur nicht beweisbar, sondern sie folgen immer demselben simplen Muster: Sie reduzieren höchst komplexe, manchmal auch schwer erklärbare Ereignisse und Sachverhalte auf eine einzige Ursache, die dann als Tatsache verkauft wird. Offenbar ist das ein zutiefst menschliches Bedürfnis: sich eine komplexe Welt einfach zu stricken. Je unsicherer die Zeiten sind, desto tiefer dieses Bedürfnis. Je schwieriger die Frage, umso einfacher sollen offenbar die Antworten sein.

Und so wundert es kaum, dass heute auch in unserem Land Verschwörungstheorien blühen und gedeihen, ja sogar mehr Verführungskraft und Wirkmacht entfalten als noch einige Jahrzehnte zuvor – eine echte Renaissance der Verschwörungstheorien. Dass da Agenten des Teufels am Werk sind, mag vielleicht niemand mehr glauben. Aber immerhin fast die Hälfte aller Deutschen – das hat jüngst eine Studie belegt – ist

davon überzeugt, dass es geheime Organisationen und Mächte gibt, die Einfluss auf politische Entscheidungen nehmen.

Im Netz, in den sozialen Netzwerken finden solche Vorstellungen dann breite Resonanz – und werden rasend schnell weiterverbreitet. Fakten spielen in diesen Filterblasen kaum eine Rolle, stattdessen feiert das Kontrafaktische fröhliche Urständ. Und eben deshalb ist diese Ausstellung nicht nur hochaktuell, sie ist vor allem auf sehr wohlthuende Art und Weise faktenbasiert und aufklärend. Genau das brauchen wir in diesen Zeiten.

Als Bundespräsident interessieren mich diese Phänomene vor allem aus einem ganz bestimmten Grund. Nicht aus Neugier an Kuriosum – die habe ich gelegentlich auch. Sondern weil das etwas mit Demokratie zu tun hat. Wie keine andere Staatsform gründet die Demokratie auf der Vernunft. Darauf, dass wir den Anspruch bewahren, am Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge festzuhalten.

Ich hatte im vergangenen Jahr bei einer Veranstaltung über Fake News im Schloss Bellevue den Tübinger Amerikanisten Professor Michael Butter zu Gast, einen Wissenschaftler, der sich seit Langem mit Verschwörungstheorien beschäftigt. Der neue Glaube an Verschwörungstheorien, schreibt er in seinem jüngsten Buch, ist „ein Symptom für eine tiefer liegende Krise demokratischer Gesellschaften“.

Wir leben in einer Zeit, in der die Vernunft, in der unsere demokratischen Werte stärker in Misskredit geraten. Populisten in vielen Ländern verbreiten nicht nur sogenannte alternative Wahrheiten, sondern offensichtliche Lügen, neue Verschwörungstheorien. Ich denke dabei beispielsweise an die wirklich gefährliche Behauptung vom angeblichen großen Austausch der Bevölkerung in Deutschland, der angeblich von der Politik betrieben wird. Und neue Nationalisten verbreiten die Theorie, dass sich die sogenannten Eliten aus Politik, aus Kirchen, aus Wirtschaft und Medien gegen das Volk verschwören.

Ja, auch früher wurden Tatsachen verdreht, auch früher wurden Verschwörungstheorien zu politischen Zwecken instrumentalisiert – selbst in den liberalen Demokratien der Neuzeit. Neu ist aber, dass alternative Fakten, dass offensichtliche Lügen innerhalb von Sekunden Millionen Menschen erreichen können. Aber es soll hier nicht der Eindruck entstehen, dass das Netz ein Werkzeug des Teufels ist. Denn gerade in den sozialen Netzwerken werden falsche Fakten und Verschwörungstheorien oft auch schnell entlarvt, und das kreativ und witzig.

Ich bin überzeugt: Die Zukunft unserer Demokratie hängt auch von der Unterscheidung zwischen Fakten und Fake News, zwischen Tatsachen und Meinungen ab. Denn ein vernünftiger öffentlicher Diskurs setzt voraus, dass ihm überprüfbare und allgemein akzeptierte Fakten zu Grunde liegen. Nur dann sind auch vernünftige politische Entscheidungen möglich.

Wer ernsthaft glaubt, dass dunkle Mächte hinter politischen Entscheidungen stehen, der kann nicht daran glauben, dass er Einfluss auf die politische Willensbildung nehmen kann, der kann kein Vertrauen in die Demokratie und demokratische Institutionen haben. Und der ist, auch das zeigt die Forschung, oft nur schwer mit rationalen Argumenten zu erreichen. Dennoch – und das ist Demokratie – müssen wir auf die Kraft der Aufklärung, auf die Kraft der Vernunft setzen.

Der Kampf gegen Desinformation und Verschwörungstheorien ist eine der großen Herausforderungen für die liberalen Demokratien. Es ist ein Kampf, der uns alle angeht, der in Familien, Schulen, Büros und Betrieben ebenso ausgetragen werden muss wie in Zeitungsredaktionen, sozialen Netzwerken und Parlamenten. Und er wird ja auch überall ausgetragen, von den Nachfahren eines Erasmus, eines Galilei und Voltaire, von Wissenschaftlern, Journalisten und Bloggern, von Abgeordneten in Untersuchungsausschüssen – und von Ausstellungsmachern wie Ihnen hier im Kloster Dalheim.



Rundgang durch die Ausstellung gemeinsam mit Ingo Grabowsky, dem Direktor des LWL-Landesmuseums für Klosterkultur (v.), und Klaus Kaiser, Parlamentarischer Staatssekretär im Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen (r.)

Das Wort ist mächtig. Das muss man an einem Ort wie diesem nicht wiederholen. Es steht am Anfang aller Dinge, und es hat Macht über unsere Vorstellung von der Welt. In einer Zeit ständiger Verkürzung und Vereinfachung von Sachverhalten und der Komprimierung von Nachrichten zu Newsfeeds müssen wir – so glaube ich – den Umgang mit Worten und die Ehrfurcht vor dem Wort noch einmal neu erlernen.

Und deshalb ist eine Ausstellung wie diese so wichtig, denn sie zeigt, wie Verschwörungstheorien entstehen, wie sie funktionieren und wirken – und wie sie entlarvt werden können. Wenn uns das gelingt, wenn wir sie immer wieder entlarven, dann erobern wir uns den Spielraum zurück, in dem demokratische Politik und demokratische Mitwirkung tatsächlich funktionieren können. Ich wünsche mir und Ihnen deshalb aus tiefstem Herzen, dass diese Ausstellung viele Menschen interessieren wird.



Vor der Arbeit „Sizilianischer Großgrundbesitzer mit Marionetten“ (1972) von Werner Tübke, einer Leihgabe der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, Galerie Neue Meister

„Lassen wir uns berühren von der Freiheit, die sie sich inmitten aller Zwänge genommen haben“

Eröffnung der Ausstellung „Utopie und Untergang. Kunst in der DDR“

4. September 2019, Düsseldorf

Brigitte Kronauer, die große deutsche Schriftstellerin, die am 22. Juli gestorben ist, hat einmal ganz wunderbar und selbstbewusst über die künstlerische Arbeit geschrieben: „Die Gegenwelt der Poesie also erdreistet sich, der Wirklichkeit einen Vorschlag zu machen, zur Güte, vor allem aber zur Schönheit [...] ganz eventuell in der Hoffnung, ihr wahreres Modell zu sein.“

Brigitte Kronauer, die – das wissen die meisten hier – sehr viel von Kunst und Malerei verstand, hätte sich bestimmt nicht missverstanden gefühlt, wenn wir hier das Wort Poesie durch das Wort Kunst ersetzten und wenn es dann hieße: „Die Gegenwelt der Kunst also erdreistet sich, der Wirklichkeit einen Vorschlag zu machen [...] ganz eventuell in der Hoffnung, ihr wahreres Modell zu sein.“

Damit hätten wir schon, wie ich denke, einen wesentlichen Punkt dessen getroffen, was wir ab heute hier in Düsseldorf zu sehen bekommen: das Ringen der Kunst mit einer Realität, die die Spielräume eng macht oder es jedenfalls darauf anlegt.

Kunst aus der DDR wird hier – tief im Westen – einer Öffentlichkeit präsentiert, die wahrscheinlich weitgehend überrascht sein wird über das, was hier gezeigt wird. Wenn Kunst tatsächlich ein wahreres Modell zur

Wirklichkeit sein will, dann wird das unter der Herrschaft eines Staates und einer Partei, die vorgeben wollen, was die Wirklichkeit zu sein hat, noch einmal schwieriger sein. Schwieriger als es sowieso schon ist. Dann muss die Kunst sich zu einem solchen Blick tatsächlich erdreisten.

Dreißig Jahre nach dem Fall der Mauer und dem Beginn des freien Austausches und der freien Begegnung zwischen beiden Teilen unseres Landes ist es hohe Zeit für diese Ausstellung hier im Westen. Dass zwischen Ost und West das gegenseitige Verständnis immer noch wachsen muss, das wissen wir. Und ich bin sicher, zu diesem besseren Verständnis wird diese Ausstellung ihren Teil beitragen.

Denn wir bekommen die Möglichkeit, noch einmal genau hinzusehen, welche bildende Kunst in der DDR geschaffen worden ist. Ganz vieles davon haben wir im Westen ja gar nicht wahrgenommen. Oder nur durch bestimmte Filter. Wir bekommen hier die Möglichkeit, noch einmal kritisch und selbstkritisch zu überprüfen, wie wir diese Kunst damals in der Bundesrepublik gesehen und rezipiert haben.

Moderne Kunst – wem sage ich das hier in Düsseldorf, Metropole der zeitgenössischen Kunst in Deutschland und darüber hinaus – ist in erster Linie Ausdruck des Individuums, des einzelnen Künstlers, kreativer Ausdruck seiner Deutung von Leben und Welt. Moderne Kunst ist Provokation durch entschiedenen Eigensinn. Aber doch eben nicht nur.

Der Künstler lebt nicht im luftleeren Raum. Er ist Teil der Gesellschaft und Kind seiner Zeit. Darum ist jede Kunst – und zwar ganz gleich, ob sie es bewusst will oder nicht – immer auch ein Signum der Zeit, ein Indikator gesellschaftlicher Verhältnisse. Und das macht Kunst politisch relevant, wo immer sie entsteht.

Kunst ist aber eben nicht nur politisch relevant. Sie ist – auch wenn sie unter, vorsichtig gesprochen, politisch widrigen Umständen entsteht – von viel weiter reichender Bedeutung und Tiefe. Von westdeutscher Seite

ist in der Vergangenheit vielleicht zu oft der Fehler gemacht worden, Kunst der DDR allein unter politischen Gesichtspunkten zu betrachten. Kurz gesagt, sie nur danach zu beurteilen, ob sie – in unseren Augen – systemkonform oder oppositionell ist.

Doch auch unter so schweren Bedingungen wie in der DDR, also unter dem unbezweifelbaren politischen Druck auf jede Art von künstlerischer Arbeit, kann sich das Individuum behaupten. Auch dort kann sich der Einzelne dem Druck der Parteilichkeit entziehen – und der war groß und begann früh. Der eine oder die andere wird sich noch an das Lied aus der DDR erinnern: „Sag mir, wo du stehst [...] und welchen Weg du gehst. Zurück oder vorwärts, Du musst dich entschließen. [...] Du kannst nicht bei uns und bei ihnen genießen“. Das ist Konformitätsdruck seit früherer Jugend.

Und trotzdem haben sich viele diesem Druck der Parteilichkeit entziehen können – unter Inkaufnahme der Risiken. Viele sind in ihrer Kreativität einen eigenen, unverwechselbaren Weg gegangen. So sind herausragende Kunstwerke entstanden, auch und gerade da, wo sich die Kunst jedem sogenannten gesellschaftlichen Auftrag entzog. Sie können das an vielen der ausgestellten Werke gleich sehen.

Es sind auch Werke von Künstlerinnen und Künstlern darunter, die der Kulturpolitik der SED nahestanden oder die staatsoffizielle Kunstdoktrin jedenfalls nicht hinterfragt haben; oder vielleicht auch in den Verband der Bildenden Künstler in der naiven Hoffnung eingetreten sind, von staatlicher Kontrolle unbehelligt zu bleiben. Diesen Hintergrund sollten wir kennen. Unbedingt!

Dennoch sollten wir auch genau hinsehen, was da entstanden ist, bevor wir Bilder als systemkonforme Staatskunst von vornherein in die Schublade „Nicht-Kunst“ stecken. Ich habe zehn Jahre meine politische Heimat in Brandenburg gehabt, so auch viele Künstler kennengelernt und vor allem manches darüber erfahren, unter welchen Bedingungen sie in

der DDR gearbeitet haben. Das macht einen vorsichtiger und bewahrt vor vorschnellen Verurteilungen.

Wenn wir hier in Düsseldorf die Chance bekommen, einen neuen, möglichst gerechten Blick auf die Kunst der DDR zu richten, dann gehört dazu sicher auch, wie kurz angedeutet, einen selbstkritischen Blick auf die frühere Aufnahme dieser Kunst in Westdeutschland zu werfen.

Für beides, für den Blick auf die Kunst der DDR wie für die kritische Selbstüberprüfung unserer Wahrnehmungssensoren, braucht es zweierlei: große Neugier und gespannte Vorurteilslosigkeit. Wir werden dann staunen, welche überraschenden, bereichernden und augenöffnenden Erfahrungen wir machen können. Und auch, was wir früher – bewusst oder unbewusst – übersehen haben.

Das habe ich an mir selbst erfahren bei der Eröffnung der Potsdamer Ausstellung „Hinter der Maske“ im Potsdamer Museum Barberini. Das war auch der Auslöser dafür, dass wir vor wenigen Tagen am Sitz des Staatsoberhauptes, in der Eingangsgalerie von Schloss Bellevue in Berlin, eine neue Hängung von Bildern eröffnet haben. Es sind ausschließlich Bilder aus der DDR, von den Künstlern Günter Firt, Angela Hampel, Hartwig Ebersbach, Trak Wendisch und Harald Metzkes. Zum nun bald dreißigsten Jahrestag wollte ich daran erinnern, dass der Friedlichen Revolution auch der Eigensinn von Künstlern vorausgegangen ist – ihre unbeirrbar, selbstbewusste Dreistigkeit, um das Wort Kronauers noch einmal aufzugreifen, nämlich auf ihrer Sicht der Welt zu beharren und sie so und nicht anders darzustellen.

Lassen wir uns in dieser Ausstellung beschenken von neuen Perspektiven, lassen wir uns ergreifen von den Künstlern der DDR, von ihren Träumen, Hoffnungen und Enttäuschungen. Lassen wir uns berühren von der Freiheit, die sie sich inmitten aller Zwänge genommen haben. Lassen wir uns auf diese Weise auch ein Stück mehr darüber aufklären, wer und wie wir waren: getrennt und doch zusammengehörend. Und lassen wir uns



Eröffnung der Ausstellung im Düsseldorfer Kunstpalast, die den Blick auf die Kunstepoche zwischen 1949 und 1989 in der DDR lenkt

darüber aufklären, wer wir nun sind, immer noch unterschiedlich, aber erst recht zusammengehörend in diesem jahrzehntelang geteilten und jetzt schon bald dreißig Jahre wieder vereinten Land.



Wandelkonzert mit der Kammerphilharmonie Bremen im Schloss Bellevue

„Wie ein Herzklopfen für die Freiheit“

Konzert zum Auftakt des Beethovenjahres 2020

am 17. Dezember 2019 in Schloss Bellevue

Gewiss ist nur eines: Genau heute vor 249 Jahren, am 17. Dezember 1770, wurde Ludwig van Beethoven in Bonn am Rhein getauft. Aus den damaligen Gebräuchen ist zu schließen, dass er irgendwann in den Tagen davor geboren worden sein muss, im kommenden Winter also sein zweihundertfünzigster Geburtstag gefeiert wird. Und wie es sich für einen ganz Großen gehört, eben nicht an einem einzigen Tag, sondern das ganze kommende Jahr steht im Zeichen Beethovens. Und ebenso selbstverständlich wie gerne habe ich über dieses Beethovenjahr und seine schon in der schieren Menge kaum überschaubare Zahl von Veranstaltungen die Schirmherrschaft übernommen.

Wir wollen heute Abend gemeinsam mit Ihnen schon am Beginn dieses Beethovenjahres ein möglichst gutes Beispiel geben. Die Organisatoren des Beethovenjahres haben nämlich dazu aufgerufen, neben den öffentlichen Veranstaltungen an möglichst vielen Orten, in möglichst vielen Häusern und Wohnungen Hauskonzerte zu veranstalten. Also eine Form des privaten Musizierens und Musikhörens, die zu Beethovens Zeit in voller Blüte stand, wieder zu beleben. Viele Kompositionen Beethovens, der ja auch ein Meister der Kammermusik war, kommen vielleicht sogar im kleineren Rahmen mit einer aufmerksamen und hörbereiten kleinen Zuhörerschaft besser zur Geltung als im großen Konzert.

Heute Abend also Hauskonzert im Schloss – und eben nicht nur hier im Großen Saal, der, wie Sie sehen, gar nicht so groß ist, sondern auch in anderen Räumen; ein Wandelkonzert, das unmittelbare Nähe zu den

Musikerinnen und Musikern ermöglicht und so, wie ich hoffe, der Idee des Hauskonzerts nahekommt.

Beethoven in allen Räumen, das könnte ja auch ein Motto für das kommende Jahr sein. Wie immer bei solchen Jubiläen großer Künstler wäre zweierlei angemessen: eine neue Begegnung mit ihrem Werk und eine neue Freude an dem, was sie geschaffen und uns geschenkt haben; und eine reflektierte Erinnerung daran, welche – manchmal auch wechselnde – Bedeutung sie in Kultur und Geschichte unseres Landes hatten und immer noch haben.

Beethoven wird oft als Titan bezeichnet, als prometheischer Geist, der das Schicksal zwingen will. Und in der Tat, das Pathos des menschlichen Strebens nach Freiheit und des menschlichen Leids, des menschlichen Triumphs und des Triumphs der Menschlichkeit, alles das ist in Beethovens Musik unüberhörbar.

So war es fast eine Selbstverständlichkeit, dass vor wenigen Wochen, am 9. November bei der großen Feier zum Fall der Mauer, Daniel Barenboim Beethovens Fünfte Sinfonie dirigiert hat. In welcher Musik sonst hat all das Ausdruck bekommen, was uns an diesem Tag bewegt hat: Kampf und Sehnsucht, Zielstrebigkeit und Geduld und schließlich Freude und Jubel.

Vielleicht hat der eine oder die andere auch daran gedacht – durch Filme und Dokumentationen werden wir ja gelegentlich daran erinnert –, dass im Krieg das akustische Erkennungszeichen für die Auslandssendungen der BBC drei kurze und ein langer Paukenschlag waren. Nicht nur das internationale Morsezeichen für V, also *Victory*, sondern auch das weltbekannte Klopfmotiv des ersten Satzes eben der Fünften Sinfonie: wie ein Herzklopfen für die Freiheit.

Große Kunst wird gebraucht, aber sie kann auch missbraucht werden. Dass gerade Beethoven im sogenannten Dritten Reich zur Selbstdarstellung des Nationalsozialismus und zur Darstellung eines besonderen,

überlegenen „deutschen Wesens“ missbraucht wurde, wissen wir – und das mahnt uns auch zur bleibenden Vorsicht vor übersteigertem oder unreflektiertem Pathos.

Gänzlich ungeeignet zum politischen Missbrauch sind die kammermusikalischen Werke Beethovens, sind seine oft so unendlich innigen Sonaten und Lieder. Wo die großen Werke die Kraft haben, viele Seelen und Herzen zu einem gemeinschaftlichen Erlebnis zu sammeln, so gehen die intimen Werke wohl vor allem den Einzelnen an. Sie führen uns zu uns selbst, sie lassen uns Innenräume in uns selber erspüren, manche sogar erst entdecken. Und wir können oft nur staunen darüber, welchen Seelenlandschaften hier ein Künstler Ton und Klang gegeben hat.

Ich hoffe, es gelingt uns heute Abend, die verschiedensten Seiten – und Saiten, das können Sie mit ei oder ai schreiben – Beethovens zum Klingen zu bringen und zugleich zu eigenen Hausmusikabenden zu ermutigen.

Es musiziert für uns die Deutsche Kammerphilharmonie Bremen, die gleich zwei Dirigenten mitgebracht hat: ihren langjährigen künstlerischen Leiter Paavo Järvi und Jaakko Kuusisto. Ihnen und dem Orchester ein ganz herzliches Willkommen. Dieses Orchester ist insbesondere mit der Musik Beethovens sehr vertraut, international berühmt durch seine weltweiten Aufführungen und seine CD-Einspielungen der neun Sinfonien Beethovens. Fachleute sagen sogar, die Deutsche Kammerphilharmonie Bremen hat Interpretationsgeschichte geschrieben.

Das Orchester ist zudem bekannt durch sein besonderes Engagement in der musikalischen Erziehung, auch von jungen Leuten, denen durch ihre Herkunft oder Bildungssituation die Welt der klassischen Musik eher fremd geblieben ist. Ein Ergebnis der Beschäftigung von jungen Leuten mit der Musik Beethovens sind die Beethoven Beats, die von Schülerinnen und Schülern der Gesamtschule Bremen-Ost entwickelt wurden und von ihnen performt werden. Auch darauf freuen wir uns heute Abend ganz besonders. Herzlich willkommen auch Ihnen.

Außerdem haben wir das Glück, den Bariton Äneas Humm gewonnen zu haben, der uns – am Flügel begleitet durch Renate Rohlfing – das für Beethoven so wichtige Genre des Liedes präsentieren wird. Schön, dass Sie beide da sind. Und es ist auch jemand da, der seit Wochen meinen CD-Spieler zu Hause besetzt hält, der Pianist Iiro Rantala. Herzlich willkommen. Ich bin gerade mit seinem „Finnischen Kalender“ unterwegs, aber er ist bekannt als Künstler für Jazz und für Klassik gleichermaßen. Er wird uns heute Abend gemeinsam mit der Kammerphilharmonie „Best of Beethoven“ erleben lassen.

Nur wenige Monate vor Beethoven, im März 1770, wurde der Dichter Friedrich Hölderlin geboren, dessen 250. Geburtstag wir also im kommenden Jahr ebenfalls feiern. Beide haben die bewegte Zeit erlebt, die von dem Freiheitsversprechen der Französischen Revolution ausging. Politisch hat sich längst nicht alles erfüllt, was sie sich erhofft hatten. Aber am Traum von der Freiheit hielten beide ihr ganzes künstlerisches Leben lang fest. Im Jahre 1800 – beide wurden gerade dreißig, Beethoven komponierte seine ersten beiden Symphonien – schrieb Hölderlin vier Zeilen, die auch über Beethovens Werk stehen könnten:

„Alles prüfe der Mensch, sagen die Himmlischen, / Dass er, kräftig
genährt, danken für Alles lern‘, / Und verstehe die Freiheit, /
Aufzubrechen, wohin er will.“

Ich wünsche uns allen einen schönen Abend!



Pianist Iiro Rantala und die Kammerphilharmonie Bremen unter dem Dirigenten Jaakko Kuusisto



Der deutsch-türkische Hip-Hop-Künstler Rasta Baba aka Sultan Tunç mit Band beim Heimatabend im Schloss Bellevue

„Heimat gibt es auch im Plural“

Heimatabend mit Beiträgen aus Musik, Literatur, Theater und Film

6. Februar 2020, Schloss Bellevue

Manche von Ihnen werden sich vielleicht gewundert haben über die Einladung heute Abend hierher. Denn es soll heute um ein wahrlich sehr deutsches Wort gehen: Heimat. Ich kann Ihnen versprechen, romantisch getümelnd und geraunt wird heute nicht.

Heimat, dieses so deutsche Wort, das viele Sprachen in Europa gar nicht kennen, ist schillernd und schwer zu fassen. Und diejenigen, die sich um das Thema ein bisschen gekümmert haben, die wissen: Heimat hatte in Deutschland, in der deutschen Geschichte immer wieder Konjunktur, bis der Begriff ein für allemal diskreditiert schien. Heimat – für Martin Walser war das noch „der schönste Name für Zurückgebliebenheit“. Edgar Reitz bezeichnete Heimat als einen Sehnsuchtsbegriff, als Schlachtfeld der Gefühle. Ihm verdanken wir die große Film-Trilogie „Heimat“, die zu einer Zeit entstand, als der Begriff auch nicht gerade en vogue war. Die Teile der Trilogie, die viele von Ihnen kennen, liefen auf der ganzen Welt unter dem deutschen Titel „Heimat“. Eher „einen Zustand im Kopf“ nennt Heimat der Regisseur Fatih Akin. Heimat, würde Theodor Fontane sagen, ist „ein weites Feld“.

Heute erlebt Heimat ein Revival. Bücher erscheinen zu diesem Begriff, er ist Filmstoff, und wir haben einen Heimatminister. Und ich bin überzeugt: Wer sich nach Heimat sehnt, ist ganz und gar nicht von gestern. Im Gegenteil: Heimat, das ist etwas Positives, etwas, das Zusammenhalt stiften kann, das gemeinsame Zukunft möglich macht. Gerade deshalb habe ich, kurz nach der letzten Bundestagswahl, einer Wahl, die tiefe Gräben

in der Gesellschaft offenbart hat, diesen Begriff ins Zentrum meiner Rede zum Tag der Deutschen Einheit gestellt. Doch leider ist mein Eindruck: Heimat ist wieder zum politischen Kampfbegriff geworden.

Daher will ich heute zum Auftakt noch einmal aufs Neue fragen: Was also ist Heimat? Ist es der vertraute Ort der Kindheit, verbunden mit Menschen, mit Gerüchen, Landschaften, Essen, Dialekt? Oder ist es der Ort, an dem man lebt und zu Hause ist? Ist es Sprache? Ist Heimat eine politische Kategorie oder ein Gefühl? Existiert Heimat nur in der Erinnerung? Und kann der Mensch nur eine Heimat haben?

Heimat, das haben viele von Ihnen erfahren, lässt sich heute auch anders schreiben: mit „ai“, mit „ey“, mit „ay“. Haymat mit „ay“ spielt mit unserem deutschen Wort Heimat und dem türkischen Wort hayat für Leben und ist auch der Titel eines Buches von Kristina und Firat Kara, das ich mit großem Interesse gelesen habe. Und ich darf die beiden heute Abend hier ganz herzlich begrüßen.

„Mir ist zuweilen so als ob / Das Herz in mir zerbrach. / Ich habe manchmal Heimweh. / Ich weiß nur nicht, wonach ...“

Mascha Kaléko schrieb in ihrem „Emigranten-Monolog“ über Heimweh. Heimweh, auch so ein deutsches Wort. Vor allem aber schrieb sie über eine schmerzhafteste, eine existenzielle Erfahrung: den Verlust der Heimat, den Verlust von Sprache. „Meine deutschen Wörter haben keine Kindheit“, so hat es die Schriftstellerin Emine Sevgi Özdamar ausgedrückt. Und ich darf auch sie ganz herzlich bei uns begrüßen!

Was Heimat ist, versteht man oft erst, wenn man sie verlässt oder wenn sie einem genommen wird; und das ist eine Erfahrung, die so alt ist wie die Menschheit. Aber Menschen haben auch immer anderswo eine neue Heimat gefunden. Eine Erfahrung, die sicher viele hier auch gemacht haben.

Heute sind die Menschen mobiler als jemals zuvor. Aber viele empfinden die Welt auch als einen bleibend fremden Ort. Viele sind verunsichert vom Tempo der Globalisierung, der Digitalisierung. Und das mag Sehnsucht nach Heimat neu wecken, die Sehnsucht, sich stärker zu verorten, da, wo man sich auskennt, wo man sich geborgen fühlt. „Heimat ist da, wo ich verstehe und wo ich verstanden werde“, hat Karl Jaspers gesagt. Verstehen und verstanden werden, das möchte jeder in unserem Land – und zwar zu Recht! Das möchten die, die schon seit Generationen hier leben, aber auch die, die neu hinzugekommen sind.

Nur: Verstehen und verstanden werden, das verlangt eines: Verständigung. Ich finde es ermutigend, dass eine Mehrheit in unserem Land Heimat als etwas versteht, das uns verbindet – und nicht als etwas, das uns trennt. Und deshalb: Lasst uns Heimat nicht denen überlassen, die den Begriff missbrauchen, um andere davon auszuschließen, die das „Wir“ gegen „die“, gegen „die anderen“ mobilisieren, die ausgrenzen, Hass und Zwietracht säen!

In Deutschland leben viele, die vor 75 Jahren Heimat verloren haben, viele, die seit den frühen sechziger Jahren neue Heimat gefunden haben, und viele, die in den letzten Jahren als Flüchtlinge gekommen sind. Das hat die deutsche Gesellschaft verändert. Ja, wir haben in den vergangenen Jahren heftig diskutiert, wer in unserem Lande willkommen ist und wie Integration gelingen kann. Und ja, diese Diskussionen sind anstrengend, aber sie sind notwendig in einer lebendigen Demokratie – solange wir sie mit Anstand und Respekt führen. Wir müssen sie auch deshalb führen, weil Zuwanderung kein einseitiger Prozess ist und unsere Gesellschaft nichts Statisches.

Zuwanderung, Integration, das verlangt allen etwas ab. Denen, die neu hinzukommen, aber auch denen, die seit Generationen hier leben. Integration ist auch nicht umso besser gelungen, je weniger wir darüber diskutieren. Eher ist das Gegenteil richtig.

Wir alle müssen aufeinander zugehen, wir müssen es aushalten, dass wir verschieden, mitunter sehr verschieden sind, dass wir aus verschiedenen Ländern kommen, dass wir unterschiedliche Lebensentwürfe, Religionen, Prägungen haben. Wir alle müssen Rücksicht nehmen aufeinander. Wir müssen das respektieren, was hinzugekommen ist, aber auch das, was schon da war. Und wir dürfen uns nicht immer stärker zurückziehen in die eigenen Lebenswelten oder – neudeutsch – Echokammern.

In Wahrheit ist es doch so, dass der Begriff „Integration“ unsere Realität kaum noch richtig erfassen kann. Jedenfalls dann nicht, wenn darunter die Einordnung in eine kulturelle Gleichförmigkeit gemeint ist. In Wahrheit hat sich doch schon verändert, was „deutsch“ bedeutet und was „Deutschland“ ist. Wir sind ein Deutschland der vielen Kulturen, der neu entstehenden Kulturen – und wir wollen es sein!

Deshalb können wir nur gemeinsam den Ort, die Heimat schaffen, in der wir alle zusammenleben – in Freiheit und nach den Werten unseres Grundgesetzes. Die Heimat, in der wir – trotz aller Unterschiede – verstehen und verstanden werden. Ein solcher Ort ist anstrengend, ja, weil er sich aus so vielen, vielfältigen Geschichten zusammensetzt. Aber ich finde, gerade das macht die Stärke unseres Landes aus. Lassen Sie mich heute als Bundespräsident einen Wunsch äußern: Die Geschichten der Menschen, die zu uns gekommen sind, auch in Zukunft kommen, müssen viel stärker Teil unseres gemeinsamen Wir werden – so wie ich es mir dreißig Jahre nach Friedlicher Revolution und Mauerfall auch für die Geschichten der Ostdeutschen gewünscht habe.

Diese Geschichten, Ihre Geschichten, sie handeln oft, leider allzu oft von Ausgrenzung und alltäglicher Diskriminierung, von Ablehnung und fehlender Anerkennung, auch noch in der zweiten und dritten Generation – auch das haben die Autorinnen und Autoren in „Haymat“ beschrieben. „Dass Heimat mit der Anerkennung und der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft beginnt, wird sichtbar, wo die Anerkennung fehlt“, schreibt Bernhard Schlink.

Von dieser fehlenden Anerkennung haben mir auch deutsch-türkische Nachbarn aus Moabit erzählt, davon höre ich, wenn ich durchs Land reise, davon berichten Kinder und Enkel von Einwanderern. Und viele – sicherlich auch viele hier im Saal heute Abend – treibt die Sorge um, dass Diskriminierung und Rassismus noch zunehmen werden. Womöglich ist ihre Sorge in diesen Tagen noch ein bisschen größer geworden.

Wie sollte sie auch nicht, wenn das Gift des Nationalismus wieder in unsere Debatten einzusickern beginnt, wenn einige versuchen, völkisches Denken wieder salonfähig zu machen, und wenn der demokratische Konsens gegen Antidemokraten brüchig zu werden droht.

Ich verstehe Ihre Sorge. Und ich wünsche mir mit Ihnen, dass die Stimmen gegen Hass noch lauter werden. Ich erwarte wie Sie, dass gewählte Parlamentarier 75 Jahre nach dem Ende des NS-Regimes ihre besondere Verantwortung für die Demokratie und eine menschenwürdige Gesellschaft wahrnehmen. Und ich wünsche mir, dass noch mehr Menschen sich vor jene stellen, die ausgegrenzt, beleidigt oder angegriffen werden.

Als Bundespräsident möchte ich Ihnen heute sagen: Sie alle gehören zu unserem Land! Ihre Geschichten gehören zu unserem Land!

Ich denke dabei an die Geschichten von Menschen, die vor Krieg und Zerstörung zu uns geflüchtet sind. Ich denke an die Geschichten der vielen jungen Menschen, die zu uns kommen, um hier zu arbeiten oder zu studieren. Und ich denke an die Geschichten von Menschen, die wir lange, zu lange als sogenannte Gastarbeiter betrachtet haben, aus Italien, Spanien, Portugal, Griechenland, aus der Türkei. Sie alle haben ganz entscheidend dazu beigetragen, dass unser Land zu Wohlstand gekommen ist.

Und sie alle, die Kinder und Enkel haben unsere Gesellschaft, unsere Kultur, unsere Musik und Literatur, unsere Küche, unsere Lebensgewohnheiten, kurz: haben Heimat verändert. Sie haben Deutschland zu einem

offeneren und vielfältigeren Land gemacht. Und dafür möchte ich ihnen heute Abend herzlich danken!

Ihre Geschichten sind unsere Geschichte. Es sind die Geschichten von Menschen, die sich hier zu Hause fühlen, und das oft seit Generationen. Von Menschen, die sagen: Deutschland ist meine Heimat. Menschen, die aber vielleicht auch sagen, im Herzen habe ich noch eine Heimat, und diese Heimat liegt in der Türkei, in Italien und in Griechenland, in Russland und Polen, in Syrien, Irak, Afghanistan oder Somalia. Lassen Sie mich ganz klar sagen: Heimat gibt es auch im Plural.

Und deshalb freue ich mich jetzt auf einen ganz besonderen Heimatabend mit Ihnen!

Ich möchte Ihnen nun die Künstlerinnen und Künstler vorstellen, die den heutigen Abend gestalten. Und ich freue mich sehr, dass Sie alle den Weg zu uns gefunden haben.

Schon beim Hereinkommen haben Sie Musik gehört, die İpek İpekçioğlu ausgewählt hat, und sie wird auch unseren Empfang gleich im Anschluss musikalisch begleiten. İpek İpekçioğlu, Sie leben in Berlin und füllen als DJ rund um die Welt die Hallen und arbeiten auch als Autorin, Produzentin, Aktivistin. Wie schön, dass wir Sie für den heutigen Abend gewinnen konnten!

Dann werden wir gleich Cymin Samawatie mit ihrem Quartett Cyminology hören. Cymin Samawatie, Sie leben ebenfalls in Berlin, und Ihre Musik ist eine Begegnung zwischen Orient und Okzident: Alte persische Weisen treffen auf Jazz. Wir freuen uns darauf!

Als weiteren musikalischen Gast darf ich ganz herzlich Sultan Tunç begrüßen, bekannt als Rasta Baba, und seine Band. Lieber Sultan Tunç, auch Sie sind ein musikalischer Brückenbauer, den wir später gerne hören wollen.

Und ich freue mich, dass Sie, liebe Emine Sevgi Özdamar, heute hier sind. Sie werden aus Ihrem Text „Berlin, Stadt der Vögel“ lesen – Berlin, die Stadt, in die Sie zum ersten Mal als Achtzehnjährige gekommen sind und in der Sie heute leben und arbeiten. Ganz herzlich willkommen.

Wir werden auch Ausschnitte aus zwei Filmen sehen, die viele von Ihnen kennen: aus „Almanya – Willkommen in Deutschland“ der Schwestern Yasemin und Nesrin Şamdereli. Und aus „Soul Kitchen“ von Fatih Akin, übrigens auch so etwas wie ein Heimatfilm.

Herzlich willkommen auch, lieber Dimitrij Schaad. Sie sind Schauspieler am Berliner Maxim-Gorki-Theater und werden uns in einem Ausschnitt aus dem Stück „The Situation“ die Geschichte Ihrer Familie erzählen.

Und ich freue mich auch auf das Gespräch zum Thema Heimat, das Ijoma Mangold, kulturpolitischer Korrespondent der *Zeit*, moderieren wird. Lieber Herr Mangold, Sie haben mit 22 Jahren recht überraschend eine Heimat dazubekommen, die Ihres nigerianischen Vaters. Schön, dass Sie da sind!

Neben Cymin Samawatie diskutiert mit Ihnen der Schauspieler Adam Bousdoukos, den viele aus den Filmen von Fatih Akin kennen – Sie sind auch einer der Hauptdarsteller in „Soul Kitchen“. Herzlich willkommen, lieber Herr Bousdoukos. Und ich freue mich auf jemanden, der nicht nur preisgekrönt, sondern einer der am stärksten beschäftigten Theaterregisseure in Deutschland ist: Ich freue mich auf Ersan Mondtag.

Sie haben es gehört bei der Vorstellung: Dieser Abend wird uns gemeinsam großen Spaß machen. Ich danke allen, die mitwirken! Nun wünsche ich Ihnen viel Vergnügen!



Aufzeichnung der Ansprache im Amtszimmer des Bundespräsidenten im Schloss Bellevue

„Politisch an der Literatur ist, dass sie sich jedem politischen Auftrag entzieht. Freie Menschen suchen eine freie Sprache.“

Digitale Eröffnung der Ausstellung „Hölderlin, Celan und die Sprachen der Poesie“

23. Mai 2020, Marbach

Zwei Sätze vorweg. Der erste: Marie Luise Kaschnitz hat einmal erklärt, sie halte „Hölderlin“ für das schönste Wort der deutschen Sprache überhaupt. Und der zweite: „Der Hölderlin isch et verrückt gwä!“ Lange, so habe ich mir sagen lassen, stand dieser Satz, der auf Hochdeutsch „Der Hölderlin ist nicht verrückt gewesen!“ bedeutet, in Sütterlin-Schrift als Graffiti auf dem Hölderlinturm in Tübingen.

Beide Sätze sind, so sehe ich es, Liebeserklärungen an einen unserer größten Dichter. Und darum geht es hier: um Verehrung von Großen unserer Literatur wie Friedrich Hölderlin und auch Paul Celan. Und es geht um die Frage, wie wir dieser Verehrung am besten Ausdruck geben können.

Beginnen wir mit einer der bekanntesten Zeilen Hölderlins, die auch Celan sicher unterschrieben hätte: „Was bleibt aber, stiften die Dichter.“

Gehört dieser Satz nicht gerade hierher, nach Marbach? Hier sind die Dichter zu Hause, hier wird ihr Erbe gepflegt, auch indem es immer wieder in die Gegenwart gestellt wird. Marbach ist kein „Club der toten Dichter“. Hier ist Literatur, auch die alte, immer Herausforderung an die Gegenwart. Und diese Gegenwart bekommt ihre Tiefe und Verstehbar-

keit eben dadurch, dass auch die Stimmen der Vergangenheit sich einmischen in unser Gespräch. „Seit ein Gespräch wir sind und hören voneinander“ – diese schönen Hölderlin-Zeilen können auch als Überschrift über diesem Hügel von Marbach stehen.

„Was bleibt aber, stiften die Dichter“ – bevor Hölderlin diese selbstbewusste Zeile in einem seiner spätesten Texte schreiben konnte, hatte er einen beschwerlichen Weg zurückgelegt.

Zu seinen Lebzeiten kannten nur wenige seine Werke. Zu diesen wenigen gehörte eine der bedeutendsten Frauen der Romantik, Bettine von Arnim. Sie schreibt in der Erinnerung über Hölderlin:

„Ach, was ist doch die Sprache für ein heilig Wesen. Er war mit ihr verbündet, sie hat ihm ihren heimlichsten, innigsten Reiz geschenkt [...]. So wahr! Er muß die Sprache geküßt haben. Ja so geht's, wer mit den Göttern zu nah verkehrt, dem wenden sie's zum Elend.“

Bettine von Arnim hat in dieser kurzen Passage vielleicht am bündigsten und schönsten zusammengefasst, was Glanz und Elend, Größe und Leid Friedrich Hölderlins ausmacht.

Hölderlin hat bedeutende und unvergängliche, aber eben, wie ich als einfacher Leser zugeben muss, oft auch schwer verständliche Texte geschrieben. Und wir fragen uns heute, wie wir noch einen Zugang haben können zu der Welt, in der Hölderlin lebte. Ein Vierteljahrtausend trennt uns von seinem Geburtsdatum; unsere Welt ist so vollkommen anders, dass es einen einfachen Zugang wohl gar nicht geben kann. Und vielleicht ist das auch genau richtig und gut so.

Sich auf die Fremdheit dieser vergangenen Zeit einzulassen, das ist vielleicht gerade die beste Möglichkeit, uns selber in Frage zu stellen. Wer begriffen hat, dass es einmal ganz anders war, der gewinnt die Erkenntnis, dass auch in der Gegenwart alles oder mindestens vieles ganz anders

sein könnte. Der erkennt, dass es Möglichkeiten des Lebens, des Empfindens, des Sprechens gibt, die über das hinausgehen, was wir gewöhnlich für selbstverständlich hinnehmen.

„Komm! ins Offene, Freund!“, diese herausfordernde Zeile gilt für eine Beschäftigung mit ihm und seinem Werk vielleicht mehr als für andere Dichter deutscher Sprache. „Komm! ins Offene, Freund!“

Ins Offene gehen, in eine neue, ungeahnte Möglichkeit gehen. Sich trauen, auch Fremdes oder fremd Klingendes an sich heranzulassen. Das ist vielleicht die lohnendste Art, sich mit großer Dichtung auseinanderzusetzen: dass wir uns dieser Dichtung aussetzen, dass wir uns öffnen lassen, dass wir uns befragen und in Frage stellen lassen. „Ein Zeichen sind wir, deutungslos“, hat er in einem Fragment geschrieben. Uns selber deuten zu lernen, darum geht es bei der Begegnung mit Literatur, bei der Begegnung mit Hölderlin.

Nein: Hölderlin ist nicht „unser“, er gehört uns nicht, und es sind nicht die geistigen Schubladen unserer Gegenwart, in die wir immer neu sein Werk einordnen könnten, wie man so sagt.

Er gehört uns nicht, aber er gehört zu uns. Er gehört zu unserer geistigen und kulturellen Geschichte, die nicht denkbar ist ohne sein Werk und seine Existenz.

Friedrich Hölderlin ist einer der großen Einzelgänger unserer Literatur. Einzelgänger, das ist ganz wörtlich zu nehmen. Wie oft war er zu Fuß unterwegs – denken wir nur an seine schicksalhafte Winterreise über die Schweizer Alpen nach Bordeaux und dann zurück. Was ist ihm begegnet, was ist ihm durch den Kopf gegangen, was hat er geträumt, erhofft, gefürchtet?

Und erinnert nicht eine der berühmtesten deutschen Erzählungen, Büchners „Lenz“, an den Einzelgänger Hölderlin? Über den Gang durchs Gebirge, den Lenz unternimmt, heißt es dort: „Den 20. Jänner ging Lenz

durchs Gebirg. [...] Am Himmel zogen graue Wolken [...]. Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nichts am Weg, bald auf- bald abwärts. Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehn konnte.“

Dieser Satz: Könnte er nicht auch auf Hölderlin zutreffen, der oft selber die Welt auf den Kopf stellte, indem er sie mit seiner Sprachmagie verzauberte? Und der lapidare, im Grunde todtraurige Schluss der Erzählung: „So lebte er hin“ – trifft er nicht auch zu auf Hölderlins späte Jahre im Turm zu Tübingen?

Dem so jung gestorbenen Georg Büchner wiederum hat Paul Celan ja ein großes Denkmal mit seiner Darmstädter Büchnerpreis-Rede gesetzt. Mit Paul Celan, dem anderen Dichter, dessen in diesem Jahr besonders gedacht wird, mit Büchner und mit Hölderlin haben wir drei der großen Einzelgänger unserer Literatur. Manches verbindet diese drei.

Celan hat diese Verbindung deutlich gemacht in seinem Gedicht „Tübingen, Jänner“. Da taucht nicht nur der „Jänner“ auf, den Celan aus Büchners „Lenz“ kannte und der für ihn eine so große Bedeutung hatte, sondern da geht es auch um Hölderlin und den Turm, in dem er die zweite Hälfte seines Lebens verbracht hat.

Dieses anspielungsreiche Gedicht Celans ist nicht nur eine Hommage an den großen Vorgänger. Es stellt sich auch in eine lebendige Geschichte, es konfrontiert sich selbst mit einer Vergangenheit, die eben nicht vergangen ist, sondern bis in jede Gegenwart dauert, wenn Literatur ganz ernst genommen wird.

Literatur ganz ernst nehmen – und es sich schwer machen, weil die wahren Worte zu finden eben schwer ist. Dafür stehen beide, Hölderlin und Celan. Paul Celan – Sie wissen es – ist 1970 in die Seine gegangen, um seinem Leben selber ein Ende zu setzen. Auf seinem Schreibtisch fand man eine aufgeschlagene Hölderlin-Biographie.

Ich sprach von der Selbsterschwerung beim Schreibprozess. Und wer jemals, wie es in dieser Ausstellung möglich ist, einen Blick in die originalen Manuskripte tun kann, der sieht, wie Hölderlin immer wieder korrigiert, immer wieder verworfen und neu dazuerfunden hat – als könne ein Gedicht gar nicht wirklich zu Ende geschrieben werden.

Und doch – oder deswegen? – schreibt Hans Christoph Buch über seinen großen Kollegen: „Es gibt kein schlechtes Gedicht von Hölderlin, genauso wenig wie es eine schlechte Zeile von Kafka oder, um im Rahmen der Zeit zu bleiben, von Kleist oder Büchner gibt: sie alle hatten nicht die Wahl, so oder anders zu schreiben, im Unterschied zu Goethe und Schiller [...] – vielleicht liegt gerade hierin ihre Größe.“

Hans Christoph Buch äußert diese Ansicht bei der Besprechung eines kurzen, sehr späten Gedichts, das schon in Hölderlins Zeit der sogenannten geistigen Umnachtung fällt. Es ist so ergreifend, dass ich Ihnen das hier vortragen möchte. Auch und gerade für diese Zeilen gilt wohl, dass „le pauvre Holterling“, wie die Landgräfin Caroline von Hessen-Homburg ihn nannte, als er in die Tübinger Psychiatrie abgeführt wurde, keine Wahl hatte. Er musste es so und nicht anders schreiben:

„Das Angenehme dieser Welt hab ich genossen, / Die Jugendstunden sind, wie lang! wie lang! verflossen, / April und Mai und Julius sind ferne, / Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne!“

Das hört sich nach einer fernen Zeit an. Frühes 19. Jahrhundert eben. Aber übersetzt ins spätere 20. Jahrhundert könnte sich das ungefähr so anhören – mit einem Text, den wohl jeder kennt:

“Yesterday / All my troubles seemed so far away [...] / Now I need a place to hide away / Oh I believe in yesterday.”

Dieses zweihundert Jahre nach Hölderlin komponierte Lied der Beatles zeigt: Wir haben unsere Gefühls- und auch unsere Sprachwelt nicht von

einem auf den anderen Tag erfunden. Wir finden sie vor und entwickeln sie weiter. Auch Gefühle und ihre Ausdrucksformen, so urmenschlich sie uns erscheinen mögen, haben ihre Geschichte.

Und auch wenn sie jeweils neu und modern formuliert erscheinen mögen: Manches könnten wir nicht ausdrücken, wir könnten es buchstäblich nicht „zur Sprache bringen“, wenn wir nicht in der Nachfolge der Dichter stünden, die für unsere komplexen Seelenregungen Ausdrucksmöglichkeiten gefunden haben. Zu den großen Erfindern solcher Ausdrucksmöglichkeiten gehört Friedrich Hölderlin. Und dass Jahrhunderte später Paul McCartneys lapidare Zeile „Now I need a place to hide away“ im Hinblick auf Hölderlins Leben im Tübinger Turm eine tiefe, traurige Wahrheit bekommen kann, ist wohl nicht zu bestreiten.

Hölderlin selbst hatte gelegentlich keine Angst vor einfachen, scheinbar banalen Sätzen. In einem bestimmten Kontext können sie eine ungeheure Wucht bekommen und uns für immer in der Seele treffen.

Die zweite Strophe aus „Hälfte des Lebens“ ist ein Beispiel dafür: Kann man einfachere Sätze sagen? Kann man schlichter sprechen? Und doch: Vielleicht nirgendwo in der deutschen Poesie hat sich Lebenstrauer einen so unvergesslichen Ausdruck geschaffen:

„Weh mir, wo nehm ich, wenn / Es Winter ist, die Blumen, und wo / Den Sonnenschein, / Und Schatten der Erde? / Die Mauern stehn / Sprachlos und kalt, im Winde / Klirren die Fahnen.“

Der ferne Hölderlin – hier ist er uns ganz nah.

Ist Hölderlin noch aktuell? Hat er uns noch etwas zu sagen? Vielleicht ist das eine der dümmsten Fragen, die man der Literatur stellen kann. Bei großer Literatur stellt sich doch, so ähnlich habe ich es vorhin schon zu sagen versucht, die Frage anders. Nämlich: Wie stehen wir da? Können wir mithalten, können wir bestehen vor dem Anspruch seiner Gedanken,

seiner Gedichte? Alles zu prüfen und zunächst uns selbst? Haben wir dazu die seelische Kraft? Die Kraft für eine Antwort auf die Herausforderung jener vier Zeilen, die mir fast die liebsten sind:

„Alles prüfe der Mensch, sagen die Himmlischen, / Dass er, kräftig genährt, danken für Alles lern', / Und verstehe die Freiheit, / Aufzubrechen, wohin er will.“

Jeder von uns, der mit diesen Zeilen konfrontiert wird, ist danach nicht mehr derselbe. Er muss für sich eine Antwort finden.

Bleibt am Ende eine Frage: Hat das alles eine politische Bedeutung? Denn sonst müsste ja nicht der Bundespräsident zu einem solchen Anlass reden. Ich sage ganz einfach und ganz entschieden: Politisch ist nicht zuerst der Inhalt der Literatur. Politisch ist, dass es so etwas wie Literatur gibt, dass wir uns dem anderen stellen können, dass wir andere Möglichkeiten sehen dürfen. Dass uns das nicht verwehrt wird.

Politisch an der Literatur ist, dass sie sich jedem politischen Auftrag entzieht. Freie Menschen suchen eine freie Sprache. Hans Magnus Enzensberger hat es vor vielen Jahren einmal paradox so formuliert: „Poesie tradiert Zukunft. Im Angesicht des gegenwärtig Installierten erinnert sie an das Selbstverständliche, das unverwirklicht ist.“

In genau diesem Sinne möchte ich schließen mit einigen der schönsten Zeilen von Hölderlin aus einem Gedicht, in dem er an glückliche Tage erinnert. Glückliche Erinnerungen sind ja immer auch Ermutigung, dass es nämlich anders und besser sein kann als heute:

„Der Nordost wehet, / Der liebste unter den Winden / Mir, weil er feurigen Geist / Und gute Fahrt verheißet den Schiffern. / Geh aber nun und grüße / Die schöne Garonne, / Und die Gärten von Bordeaux [...].“



Grüßwort von Eric Celan, dem Sohn des Dichters Paul Celan, während des live übertragenen Kulturabends

„Er wird immer bedeutender, je mehr wir verstehen, was er uns über uns sagt“

Kulturabend zu Ehren von Paul Celan

2. November 2020, Schloss Bellevue

Eine Feier für Paul Celan – wie sollte sie aussehen? Wie viele andere wollten auch wir Paul Celan feiern in diesem Jahr seines 100. Geburtstags. Mit Künstlern und Publikum, in einem fröhlichen und feierlichen Rahmen. Und wie viele andere mussten wir die schon für April geplante Veranstaltung coronabedingt absagen. Nun sind wir mit dem Nachholtermin mitten in die zweite Welle der Pandemie geraten. Ab heute müssen Kultureinrichtungen im ganzen Land wieder kreative Lösungen finden, um ihre Musik, ihr Spiel, ihre Kunst zu den Menschen zu bringen. Und das wird immer schwieriger.

Ich weiß, viele Einrichtungen stehen nicht nur extrem unter Druck, sie kämpfen ums Überleben. Gerade dann, wenn wir wegen der Pandemie erneut nicht ins Theater, ins Konzert oder in Ausstellungen gehen können, gerade dann müssen wir uns überlegen, wie wir Kulturschaffende auf anderem Weg unterstützen können. Und die Politik muss es auch. Das ist der eine Grund, warum wir uns entschieden haben, diese Veranstaltung nicht noch einmal zu verschieben oder sie gar abzusagen.

Aber es gibt noch einen weiteren Grund. Denn gerade jetzt brauchen wir Kultur mehr denn je. Zur Ermutigung, zur Stärkung, zum emotionalen Zusammenrücken. Wir brauchen Kultur als Lebenselixier einer Gesellschaft, die gemeinsam durch eine Krise geht. Eine Krise, die uns vielleicht noch eine Zeit lang zur Geduld zwingt, die aber auch irgendwann

vorbei sein wird. Kultur braucht einen festen Platz in unserem Leben, gerade jetzt, denn sie macht Mut zur Veränderung, überwindet das triste Heute, deutet an, was möglich ist.

Der heutige Abend wird leider ohne Gäste im Schloss Bellevue stattfinden, vor allem ohne unsere Gäste aus Frankreich, ohne Eric Celan, ohne Bertrand Badiou, auch ohne Barbara Wiedemann aus Tübingen, aber mit einem den Umständen angepassten Programm als rein digitale Veranstaltung.

Trotzdem: Heute Abend feiern wir Paul Celan. Wir wollen ihm eine Bühne bereiten. Die eingeladenen Künstler wollen und werden ihn mit ihren Beiträgen ehren. Gelegenheiten wie diese sind selten geworden. Sie werden im November noch seltener werden. Und wir müssen verhindern, dass sie vollends verschwinden. Es wäre ein Unglück für uns alle.

Dichtung und Musik sind Künste, die auf den Vortrag angewiesen sind, die von der Interpretation leben und von ihren Interpreten. Es sind Künste, die nicht umsonst so alt sind wie unsere Kultur. Sie sind überlebenswichtig für uns alle. Deshalb begrüße ich alle Gäste im Livestream umso herzlicher, wo immer sie uns heute Abend zusehen oder zuhören!

Das Wie und Wo hat uns bei der Vorbereitung dieses Abends umgetrieben, mehr noch aber die Frage: Wem richten wir dieses Fest eigentlich aus? Paul Celan – dem „größten französischen Dichter deutscher Sprache“, wie ihn der französische Germanist Claude David nannte; oder dem deutsch dichtenden Exoten, der er auch in Frankreich blieb, wie Durs Grünbein meint; dem großartigen Übersetzer vor allem russischer und französischer Lyrik; oder dem Vertriebenen, dem universellen Migrant, dem Dichter, der immer ein Jude ist, wie die russische Poetin Marina Zwetajewa wusste?

Herausgekommen ist ein Programm, das weniger über ihn als vor allem für ihn sprechen soll. Ich wünschte mir, wir ehrten damit den Dichter,

der uns fühlen lehrte in einer fühllosen Zeit. Dessen Sprechen und Verstummen uns daran erinnert, dass Sprache lebendig ist, dass sie kein seelenloses Schlagwortregister ist, dass sie nicht nur benennt, sondern eine Verbindung herstellt zu dem, wovon sie spricht, und zwischen uns, die wir sie sprechen.

Denn dieser Dichter Paul Celan ist nicht nur einer der größten Dichter deutscher Sprache, er ist im Wortsinn bedeutend. Er verlangt auch nach Deutung. Ja, er wird immer bedeutender, je mehr wir verstehen, was er uns über uns sagt.

Dieses Verständnis ist, wie mir scheint, mit dem zeitlichen Abstand der vergangenen fünfzig Jahre gewachsen. Jedes Gedicht Paul Celans ist, wie es sein russischer Gefährte und Dichterfreund Ossip Mandelstam beschreibt, eine Flaschenpost, die sich an einen fernen, unbekanntes Adressaten richtet, an dessen Existenz der Dichter nicht zweifeln durfte, ohne an sich selbst zweifeln zu müssen. Der ferne Unbekannte muss dazu kein Zeitgenosse sein, ja in der Regel ist er wohl ein Zukunftsgenosse.

Wenn zum 100. Geburtstag eines Dichters ein halbes Dutzend Bücher erscheint, die seiner Person und seinem Werk nachspüren, ist das vielleicht nicht ungewöhnlich. Ungewöhnlich ist das Phänomen Paul Celan, auf das die Autoren immer wieder und immer neue Antworten suchen. Helmut Böttiger und Marcel Beyer werden später ihre Deutungen im Gespräch miteinander austauschen. Maria Stepanova wird mit einem Impuls aus Moskau vertreten sein. Jens Harzer und Marina Galic werden Ausschnitte aus den Briefwechseln zwischen Paul Celan und Ingeborg Bachmann lesen. Wir werden Musik hören und, natürlich, Gedichte Celans. Sein besonderes Verhältnis zu Friedrich Hölderlin und Nelly Sachs klingt darin mit an.

Wenn ein deutscher Bundespräsident einen Abend zu Ehren Paul Celans ausrichtet, dann sollte er etwas sagen können über das Verhältnis des Landes, für das er spricht, zu dem Dichter, der Paul Celan war. Und er

sollte sich nicht scheuen, von Schuld und Scham zu sprechen, die dieses Verhältnis doch in Wahrheit beschwert haben.

Heute scheint uns, als könne niemand, der je ein Gedicht Celans gelesen hat, der um seine Herkunft und seinen Lebensweg wusste, erstaunt darüber sein, dass dieser Dichter ein gebrochenes Verhältnis zu Deutschland, zum Land seiner Muttersprache hatte. Eben weil beide, Mutter und Muttersprache, unter die Deutschen geraten waren, weil beide ihm alles bedeuteten und seine Existenz als Dichter begründet hatten, blieb der Verlust der Mutter ein lebenslanger Schmerz. Dass sie in einem deutschen Lager von deutscher Hand durch einen Genickschuss starb, das war nicht zu überwinden. Die Muttersprache war zur Mördersprache geworden, zur Sprache der „Rassejuristen“, „Kulturmenschen“, ja selbst der „Philosophen“ – toxisch, wie das Verhältnis Celans zu Deutschland: ein Missverhältnis.

Zwischen Czernowitz, seiner Geburtsstadt, und Paris, seinem Lebensort für lange Jahre, lag dieses Land, das er oft besuchte, in dem er Freunde hatte, das aber kein Ort war, zu leben und zu schreiben. Und doch war dieses Deutschland ein Resonanzraum. Hier erschienen seine Gedichte – wurden gelesen, besprochen, mit Unverständnis und Befremden bedacht, aber eben auch mit großer Anerkennung.

Doch das Befremden, auf das Celan bei seinen Zeitgenossen stieß, vor allem bei den einflussreichen Literaturkritikern der frühen 1950er Jahre, aber auch bei den Dichtern und Schriftstellern der Gruppe 47, die doch die Aufarbeitung des Dritten Reiches selbst vor Augen hatten, war die Ursache weiterer Verletzungen.

Man muss die Verbindung Celans zur Gruppe 47 wohl in vieler Hinsicht tragisch nennen. 1952 las Celan die Todesfuge während einer Tagung der Gruppe in Niendorf an der Ostsee. Es war sein Debüt in diesem Kreis und auch ein Durchbruch. Bei der anschließenden Wahl für den Preis der Gruppe 47 kam Celan, nach Ilse Aichinger, die den Preis zugesprochen bekam, auf den dritten Rang. Er erhielt das Angebot für einen Gedicht-

band, einen Rundfunkvertrag. Doch, das ist das Entscheidende, überlagert wird dieser Erfolg bis heute von einem Eklat, den die Reaktion Hans Werner Richters auslöste. Ihn hatte die Art des Vortrags von Celan an Joseph Goebbels erinnert. Dass Richter seinen infamen Vergleich beim anschließenden Mittagessen auch noch coram publico kundtat, war sicher mehr als ein Missverständnis, ja selbst der „peinlichsten Weise“, wie Heinrich Böll den folgenreichen Vorfall später kommentiert hat. Die Abneigung war gegenseitig. Hans Werner Richter, der Initiator der Gruppe 47, galt Celan als Vertreter „eines Realismus, der nicht einmal erste Wahl ist“, wie er seiner Frau Gisèle nach Paris schrieb.

Doch die Ablehnung, die Celan fühlte, war entscheidender. Er glaubte sich von der Mehrzahl der Anwesenden in Niendorf zurückgewiesen, weil sie, so sagte er, „Poesie nicht mögen“. Paul Celan kam nicht wieder. Weitere Einladungen der Gruppe 47 schlug er aus. Vielleicht konnte oder wollte er nicht mehr wahrnehmen, dass sein Erscheinen in Niendorf doch am Ende auch etwas ausgelöst hatte, vielleicht mehr als er erhofft hatte: einen Aufbruch aus der Enge des Realismus ins Offene, in die literarische Moderne, einen Zugang Celans in den Resonanzraum der Bundesrepublik. Im Kreis der Gruppe 47 aber fand man nicht mehr zueinander.

Mir scheint, das galt nicht nur für Celan und die deutsche Literatur jener Jahre. Es gab zu dieser Zeit kaum Formen der Verständigung zwischen den Überlebenden der Shoah und den Vertretern der sogenannten Flakhelfer-Generation.

Adornos Diktum, nach Auschwitz Gedichte zu schreiben, sei barbarisch, wurde auch deshalb missverstanden. Es war kein Lehrsatz und auch kein Verdikt. Niemandem war untersagt, dem Entsetzten über die Shoah mit sprachlichen Mitteln Ausdruck zu verleihen. Doch ein Sich-Mitteilen über diesen Graben an Erfahrung blieb auf lange Zeit unmöglich.

Dazu kamen Großkritiker dieser Jahre, die offenbar entschlossen waren, den Tatbestand der Shoah als solchen zu leugnen, indem sie ihn igno-

rierten. Man sprach Celans Lyrik jeden Erfahrungswert ab und damit auch jede Konkretion. „Reine Poesie“, hieß es. Seine „Metaphernfülle“ sei „weder der Wirklichkeit abgewonnen“, noch diene sie ihr.

Diese Art der Kritik schwieg nicht nur selbst über die Verbrechen des Nationalsozialismus, sie schwieg auch die Toten, die davon sprechen wollten, es sogar mussten.

Denn die Erinnerung an die Shoah und damit auch das Sprechen über sie waren vielen Überlebenden eine Verpflichtung. Wer durch Schweigen zum Vergessen beiträgt, heißt es in Elie Wiesels Plädoyer für die Überlebenden, der „vollendet das Werk der Mörder“. Zeugnis abzulegen war existenziell, war Bürde und Bedürfnis zugleich. Sollte die Tatsache, dass es unter den Überlebenden der Shoah Dichter gab und Schriftsteller, ihr Unglück gewesen sein, so ist das beschämend für die Bundesrepublik dieser Zeit.

Die Starre dieser Jahre löste sich erst eine Generation später. Marcel Beyer, geboren 1965, und Durs Grünbein, 1962 geboren, gehören ganz offenkundig zu den Empfängern der Celanschen Flaschenpost. Beim Lesen der Todesfuge, dem abgründigsten und bekanntesten der Gedichte Celans, stellt Grünbein fest: Es ging um Scham, „um eine große Scham. Die Scham dessen, der sich dafür schämt, dass offenbar kaum einer unter den Menschen seiner Zeit sich schämte“. Marcel Beyer begegnet den Ungeheuern in Vergangenheit und Gegenwart mit einem „Dämonenräumdienst“.

Die Literatur, auch die Lyrik, fand Formen für das Sprechen und Erzählen über und nach Auschwitz. Imre Kertész sprach von einem atonalen Erzählen, Paul Celan von einer „grauerer Sprache“, deren Musikalität nichts mit Wohlklang gemein haben sollte. Und beide trafen damit schließlich auch, was Adorno meinte: Weil das erlebte Grauen sich nicht mehr einfügen ließ in eine allen gemeinsame Erfahrungswelt, musste sich auch die Sprache allem bislang Dagewesenen, Erprobten und Kultivierten widersetzen.

Hinter diese Erfahrung gab es keinen Weg zurück. Paul Celan war ein durch und durch Vertriebener, wie Durs Grünbein erklärt, der niemals ankommen konnte; einer, der Zwiesprache führte mit anderen Verbanneten, mit Ovid, mit Dante, mit Ossip Mandelstam und Marina Zwetajewa, der nie Franzose wurde und in der deutschen Dichtung ein Solitär geblieben ist.

Das Czernowitz Paul Antschels, die rumänische Stadt, in der die verbliebenen Kakanier des untergegangenen Habsburgerreichs in ungezählten Sprachen miteinander redeten, die Stadt, in der seine ersten Gedichte unter den Freunden herumgereicht wurden, gab es nicht mehr. In Paris ging ein Menschenleben später ein großer Dichter in die Seine. „Er ist auf dem Transport im Fluss ertrunken“, schrieb Ingeborg Bachmann, die ihn verstanden hatte.

Man hat ihn vertrieben, den deutschsprachigen Juden, aus einer Stadt und einer Kultur, die so polyglott war, dass man nicht anders kann, als Paul Celan einen Dichter Europas zu nennen.

Heute wird er gefeiert, nicht nur hier in Berlin, vor wenigen Tagen in Mannheim und andernorts in Deutschland. Er wird in ganz Europa gefeiert, ja auch im geliebten „Halb-Asien“, in der Stadt, aus der er vertrieben wurde, in Czernowitz, wo schon seit Jahren ein Literaturfestival jedes Jahr im Herbst an ihn, an Celan, erinnert. Und hätte die Pandemie es nicht vereitelt, dann wäre er dort in diesem Jahr seines 100. Geburtstages womöglich so vielstimmig und vielsprachig gefeiert worden, wie es Czernowitz zur Zeit Paul Antschels einmal war.

Lieber Eric Celan, Ihre Reise mit Bertrand Badiou heute war lange geplant. Dann mussten wir uns doch gemeinsam fügen und dem Gebot der Vorsicht folgen. Ich weiß aber, Sie sind heute Abend in Paris nicht nur zugeschaltet, Sie sind mit dem Herzen bei uns hier in Bellevue. Und ich kann Ihnen versichern, wir auch bei Ihnen in Paris.

Liebe Barbara Wiedemann, lieber Bertrand Badiou, Ihnen und Ihrer Arbeit verdanken wir und verdankt nicht zuletzt auch dieser Abend viel. Auch Ihnen meinen ganz besonders herzlichen Dank!

Meine Damen und Herren, vielen Dank Ihnen allen, dass Sie heute hier sind oder uns zuhören. Ich wünsche uns einen anregenden, einen schönen Abend.



Lesung von Marina Galic und Jens Harzer aus dem Briefwechsel zwischen Ingeborg Bachmann und Paul Celan



„Ohne Titel“ (Der Blick) von Astrid Klein aus dem Jahr 1999 in der Ausstellung in der Galerie von Schloss Bellevue

„Wenn wir uns diesen Lebens- und Kulturraum erhalten wollen, werden wir ihn nach der Pandemie zurückerobern und um ihn kämpfen müssen“

Eröffnung der Ausstellung „Das Erscheinen eines jeden in der Menge. Zur Bedeutung von Begegnungen im öffentlichen Raum“

28. Januar 2021, Schloss Bellevue

Wenn ich Ihnen heute diese kleine Auswahl an Kunstwerken vorstelle, preise ich etwas ganz und gar Besonderes an. Und Sie werden sich vielleicht fragen: Was mag in den gefahren sein? Wir alle haben seit Monaten keine Ausstellung mehr besuchen können, und nun präsentiert uns der Bundespräsident in der Abgeschiedenheit von Schloss Bellevue Kunstwerke, die uns begeistern sollen, obwohl wir sie wieder nur als Fern-seh-bilder betrachten können.

Doch meine Begeisterung für diese Werkauswahl hat nicht anders begonnen, als Ihre – hoffentlich – beginnen wird: nämlich beim Betrachten der Bilddateien von Collagen, Gemälden und Skulpturen am Computer. Schloss Bellevue ist für gewöhnlich ein öffentlicher Raum, in diesen Tagen aber bis auf meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, auf meine Frau und mich verwaist.

Wir können Ihnen die Kunstwerke also – natürlich anders als geplant – nicht persönlich und in Ihrer unmittelbaren Anwesenheit, sondern nur digital vermitteln. Was mich davon überzeugt hat, es dennoch

zu tun, ist die gemeinsame Idee dieser Werke. Besonders eindrucksvoll verdeutlicht diesen gemeinsamen Gedanken die Verbindung von Wort und Bild in der Fotoarbeit „Der Blick“ von Astrid Klein. Es sind die Augen einer Frau, vielleicht auch die eines Mannes, die den Betrachter ansehen, und dieser Blick ist verbunden mit einer Erläuterung, einem Zitat von Jean-Paul Sartre, das auch so etwas wie der Schlüssel zum Verständnis dieser Werkauswahl sein könnte: „Das ‚Vom-Anderen-gesehen-Werden‘ ist die Wahrheit des ‚Den-Anderen-Sehens‘“.

Will sagen: Ohne ein Gegenüber sind wir verloren. Im physikalischen Sinn sehen wir überhaupt nur etwas, weil von diesem Gegenüber ein Licht ausgeht, dieses Etwas Licht ausstrahlt oder reflektiert und streut, ebenso wie wir selbst es tun. Sartre erinnert uns daran, dass wir in Isolation und Weltabgeschiedenheit keinen Begriff vom anderen, von unserem Gegenüber haben können, ebenso wenig wie von uns selbst. Wir gewinnen ihn nur im Bezug zur Welt und zu uns selbst.

„Der Blick“ von Astrid Klein aber trifft uns gegenwärtig in einer durch Corona erzwungenen Abgeschiedenheit, einer Abgeschiedenheit von der Welt und voneinander. Der öffentliche Raum, in dem sich unsere Blicke begegnen und wir einander wahrnehmen, ist verwaist. Wir erleben leere Innenstädte, geschlossene Theater, Kino- und Konzertsäle, Galerien und Museen.

„Ein ganzer Winter, ohne auch nur einmal im Museum, im Kino, im Konzert oder im Theater gewesen zu sein“, war unlängst über den Kulturlockdown im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung zu lesen. Wir sehen ein, dass das in der Pandemie nicht anders möglich ist, aber das heißt ja nicht, dass wir es nicht gleichzeitig betrauern können, ja müssen.

Aber kann man sich Bilder, Skulpturen, selbst Installationen nicht ebenso gut am Bildschirm ansehen? So, wie wir es gerade tun, mit all den Möglichkeiten und Bequemlichkeiten, die Computer heute in der Bilddarstellung bieten? Ist der Museumsbesuch nicht auch als Virtual Reality denkbar?

Denkbar schon, aber eben nicht dasselbe. Man muss nicht einmal mit der Aura, der Echtheit und Einmaligkeit des Kunstwerks operieren, um zu dem Schluss zu kommen, dass der digitale Zugang zur Kunst bestenfalls ein Ersatz sein kann. Wenn wir ehrlich sind, heißt es in dem erwähnten Artikel, lassen einen all diese digitalen Substitute fühlen, dass man bei-leibe nicht nur der Bilder wegen ins Museum geht.

Nein, wir gehen hin, um da zu sein. Wir brauchen diesen Raum, in dem wir unter anderen mit den anderen oder auch für uns allein sein können, in dem wir sehen und gesehen werden. Ein Miteinander, eine demokratische Gesellschaft ist ohne diese Freiheit der Begegnung kaum denkbar. Davon, vom „Erscheinen eines jeden in der Menge“, wie ein Vers des Dichters Nicolas Born lautet, erzählen diese Kunstwerke, die Ihnen unsere Kuratorin Bettina Klein jetzt vorstellen wird.

Sie erinnern uns an diesen öffentlichen Raum, den wir brauchen und den wir gerade jetzt, da wir ihn schmerzhaft vermissen, neu entdecken. Die Pandemie hat viele Museen, Galerien, Kinos, Theater und Konzerthäuser in eine existenzielle Krise getrieben. Sie verdienen unsere Unterstützung in der Krise und nach der Krise. Wenn wir uns diesen Lebens- und Kulturraum erhalten wollen, werden wir ihn nach der Pandemie zurückerobern und um ihn kämpfen müssen. Dafür will ich mit dieser kleinen Kunstauswahl werben.



Aufzeichnung der Ansprache im Amtszimmer des Bundespräsidenten

„Einer wie er, ein Anhänger der Aufklärung und Verteidiger der Demokratie, sollte uns gerade heute Vorbild sein“

Digitale Festveranstaltung
 „Denker, Dichter, Demokrat. Heinrich Mann zum 150. Geburtstag“

25. März 2021, Berlin

Es ist nicht das erste Mal, dass die Berliner Akademie der Künste einen Festakt zu Ehren von Heinrich Mann ausrichtet. Im März 1931 lud sie ein in ihre Räume am Pariser Platz, um dem frisch gewählten Vorsitzenden ihrer Sektion für Dichtkunst zu seinem 60. Geburtstag zu gratulieren. Unter den Gästen waren damals Ricarda Huch und Alfred Döblin, die Redner hießen Max Liebermann, Adolf Grimme und Thomas Mann. Sie würdigten den Jubilar als modernen Künstler und „heimlichen Politiker“, als „grand écrivain“ und als „europäischen Moralisten“.

So feierte man seinerzeit, in der Weimarer Republik, den Schriftsteller Heinrich Mann. Was für eine großartige, illustre Geburtstagsrunde!

Heute hat die Akademie der Künste erneut eingeladen, um Heinrich Mann zu ehren, diesmal zu seinem 150. Geburtstag. Das Setting ist, aus unterschiedlichen Gründen, etwas anders als damals: Livestream statt feierlicher Empfang, Videobotschaft statt Festrede, Bundespräsident statt Bruder und Nobelpreisträger.

Aber ich freue mich, dass wir heute Abend versuchen wollen, Heinrich Mann und seine Zeit wieder aufleben zu lassen. Wir wollen uns einem

Schriftsteller nähern, der nach seinem Tod 1950 von der DDR politisch vereinnahmt wurde, der in Westdeutschland in den Schatten seines großen kleinen Bruders geriet, der heute zwar nicht vergessen ist, aber kaum noch gelesen wird.

Es gilt, einem Denker, Dichter und Demokraten neu zu begegnen, dessen Leben uns heute selbst wie ein großer Roman vorkommt. Heinrich Mann zog es aus Lübeck fort bis nach Italien; er fand seine geistige Heimat im Frankreich des 18. und 19. Jahrhunderts; er schrieb im Deutschen Kaiserreich, in der Weimarer Republik und im Exil; er bewegte sich in der Bohème und auf dem politischen Parkett; er schätzte die Nachtbar und den Salon, gab sich als vornehm-unnahbarer Künstler – und las bei Karstadt am Berliner Hermannplatz.

Glattrasiert, ohne Ecken und Kanten, ist Heinrich Mann nicht zu haben. Widersprüche und Ambivalenzen, Tragisches und Groteskes kennzeichnen sein Leben und sein Werk. Ich finde, gerade deshalb ist er ein faszinierender Autor, der uns auch heute noch viel zu sagen hat.

Damals, an seinem 60. Geburtstag, ergriff Heinrich Mann in der Akademie auch selbst das Wort. Er sprach, wie so oft, über das Verhältnis von Geist und Politik. In der Demokratie, sagte er, sei es „ganz natürlich“, wenn der Staat und die Schriftsteller „sich zusammenfinden, um, jeder auf seine Art und mit seinen Mitteln, der Gesellschaft zu nützen.“

Heinrich Mann wollte der Gesellschaft nützen, auf seine Art und mit seinen Mitteln. Er wollte Menschen verändern und auf die Wirklichkeit einwirken, als moderner Romancier und als kritischer Intellektueller, als Künstler und als Citoyen. Bis zuletzt arbeitete er daran, die Welt mit Hilfe des Wortes zu einem besseren Ort zu machen, allen Enttäuschungen zum Trotz.

Er war ein Humanist und ein Aufklärer, geprägt von Voltaire und Zola, den er als leidenschaftlichen Ankläger in der Dreyfus-Affäre bewunderte.

Vernunft und Wahrheit, Frieden und Freiheit, Gerechtigkeit und Güte, das waren die Ideale, um die sein Schreiben seit der Jahrhundertwende kreiste. In seinen großen Romanen, vom „Professor Unrat“ bis zum „Henri Quatre“, übersteigerte, überformte, verdichtete Heinrich Mann die Wirklichkeit, um, wie er schrieb, die „Seele der Menschen und der Gesellschaft“ bloßzulegen. Er war ein Meister der Satire, der im „Untertan“ nicht nur das Kaiserreich hellichtig kritisierte, sondern auch von Sehnsüchten und Lebensängsten erzählte, die uns bis heute nicht loslassen.

Heinrich Mann glaubte an die aufklärerische Kraft der Literatur. „Niemand“, schrieb er, „lehrt das Wissen um das gesellschaftliche Leben und um das Leben schlechthin, wie [...] die Dichtkunst.“ Deshalb gehört die Literatur für ihn mitten hinein ins öffentliche Leben, gerade in einer Demokratie, die auf die Urteilskraft ihrer Bürgerinnen und Bürger angewiesen ist. „Wer mitreden, mitwählen, seine Meinung durchsetzen will“, davon war er überzeugt, der „muss auch lesen“.

In der Weimarer Republik trat Heinrich Mann selbst hinaus auf die öffentliche Bühne, als Romanautor, aber auch als politischer Intellektueller. Er schrieb Essays und Artikel, hielt Reden, unterstützte Aufrufe, übernahm Ämter. Von Anfang an ergriff er dabei, anders als manch anderer Schriftsteller, Partei für die Sache der Republik.

Heinrich Mann rief dazu auf, in einer zerrissenen Gesellschaft Brücken zu schlagen und die „werdende Demokratie“ durch vernünftiges Handeln lebensfähig zu machen. Er feierte die Verfassung in Zeiten der Krise, kritisierte Angriffe auf die Meinungs- und Kunstfreiheit, warnte vor ungezügelm Kapitalismus. Unermüdlich setzte er sich für die Verständigung mit Frankreich ein, plädierte für „übernationale“ Zusammenarbeit und einen europäischen Staatenbund.

Vor allem aber schrieb er gegen die Nationalsozialisten an, gegen ihre Lügen, ihren Terror, ihren Hass. Und er wurde, als Repräsentant der

Republik, selbst zur Zielscheibe dieses Hasses. Sein Ideal einer Öffentlichkeit, in der räsoniert, argumentiert, kultiviert gestritten wird, stieß auf eine Wirklichkeit, in der Häme, Hetze und brutale Gewalt die Oberhand gewannen.

Heinrich Mann sah die Katastrophe kommen, viel früher als andere. Kurz nach der Machtübergabe an Hitler wurde er aus der Akademie der Künste ausgeschlossen. Nur wenige Tage später floh er nach Frankreich. Sein Name stand auf der ersten Ausbürgerungsliste des Naziregimes, im Mai 1933 wurden auch seine Bücher hier in Berlin ins Feuer geworfen.

Aber seine Stimme blieb hörbar, auch im französischen Exil. Heinrich Mann versuchte, die Kräfte im Kampf gegen die Nazis zu bündeln. Er machte Mut, dass auf das „Zeitalter des Irrationalen“ ein neues der Vernunft folgen werde. Erst im Exil in den USA verlor er seine Rolle als öffentlicher Schriftsteller.

Ich finde, einer wie er, ein Anhänger der Aufklärung und Verteidiger der Demokratie, sollte uns gerade heute Vorbild sein. Denn wir erleben ja wieder, wie die Demokratie verächtlich gemacht wird, wie der Hass öffentliche Debatten vergiftet, wie sich autoritäres Denken und Irrationalismus verbünden, wie mancherorts die Sehnsucht nach nationaler Abschottung wächst.

Auch deshalb bin ich der Akademie der Künste dankbar, dass sie den Nachlass Heinrich Manns in einem Onlineportal zusammenführt, damit sein Werk weiterhin wirken kann. Und ich danke Ihnen, liebe Jeanine Meerapfel und lieber Werner Heegewaldt, dass Sie diesen Abend möglich gemacht haben, auch und gerade in der Corona-Zeit, in der uns wieder und erneut bewusst wird, wie sehr wir die Kultur brauchen, um als Gesellschaft im Gespräch zu bleiben und uns über uns selbst zu verständigen.

Die Akademie, vor 325 Jahren gegründet, trägt heute ganz entscheidend dazu bei, dass Kunst und Kultur gesellschaftliche Debatten anregen, irri-

tieren und bereichern können – ganz so, wie Heinrich Mann sich das gewünscht hat. Auch dafür meinen herzlichen Dank!

In seinem Roman „Die kleine Stadt“ lässt Heinrich Mann eine Operntruppe in ein verschlafenes italienisches Städtchen einfallen. Die Künstler bringen Farbe und Bewegung ins öffentliche Leben, und am Ende resümiert der Advokat: „Was sind wir? Eine kleine Stadt. Was haben jene uns gebracht? Ein wenig Musik. Und dennoch – wir haben uns begeistert, wir haben gekämpft, und wir sind ein Stück vorwärtsgekommen in der Schule der Menschlichkeit!“

Ein Stück vorwärtsgekommen in der Schule der Menschlichkeit – ich finde, das ist auch heute nicht das schlechteste Ziel. Ich wünsche Ihnen und uns allen einen wunderbaren Abend mit Heinrich Mann.



Hybridveranstaltung zur Eröffnung der 75. Ruhrfestspiele in Recklinghausen

„Kultur hinterfragt, verstört, ist widerspenstig und überschreitet Grenzen. Kultur ist Grundbedingung für Demokratie!“

Digitale Eröffnung der 75. Spielzeit der Ruhrfestspiele Recklinghausen

2. Mai 2021, Recklinghausen

Dicht gedrängt stehen sie vor uns, Goethe und Cate Blanchett, Lessing und Karl Pempelfort, daneben Otto Burrmeister, auch Tolstoi und Thornton Wilder, Ethan Hawke und Christoph Schlingensiefel, ja, Frank Castorf und Bertolt Brecht, William Shakespeare sowieso, aber auch Verdi, Mozart und Wagner.

Wie im Foyer eines großen Theaters stehen sie alle da und schauen uns an, inmitten all der anderen, wenn wir heute auf all die Arbeiten hier in Recklinghausen zurückblicken, zurück auf die Jahre seit 1947 und die vielen Spielzeiten, auf die vielen Aufführungen, die bei den Ruhrfestspielen zu sehen waren.

So viel Prominenz versammelt sich nur selten im Rückspiegel – und allein das zeugt schon von der Größe und Bedeutung dieses Festivals, das wir heute eröffnen. Deshalb ganz am Anfang gleich das Wichtigste: Herzlichen Glückwunsch zur 75. Spielzeit, liebe Ruhrfestspiele, und alles Gute für die nächsten fünfundsiebzig Jahre!

Sie sehen es, die Pandemie zwingt uns auch heute zu Distanz. So grüße ich Sie heute aus der Ferne, aus dem Schloss Bellevue – aber das muss

nicht verkehrt sein. Nicht nur, weil Bellevue oft selbst Bühne ist für Musik, Performance und bildende Kunst ebenso wie für Staatskunst, Repräsentation und Diplomatie.

Sondern weil wir uns auf diese Weise an einen frühen Freund der Ruhrfestspiele erinnern können, überraschenderweise an einen meiner Amtsvorgänger. 1959 wurde das wiederaufgebaute Bellevue an Theodor Heuss übergeben, wenige Monate vor dem Ende seiner Amtszeit. Es war im selben Jahr, als Heuss den Verein „Freunde der Ruhrfestspiele“ mitbegründete. Er hatte das Festival regelmäßig und gern besucht. Und es war dieser Verein – den es übrigens bis heute gibt –, der später in den 1960ern den Bau des Festspielhauses unterstützt hat.

Zum zweiten Mal trifft die Pandemie die Ruhrfestspiele, aber dieses Jahr ist alles anders. Wo noch 2020 lediglich die Gesichter der vielen Menschen, die hier eigentlich Kunst machen wollten, als unübersehbares „Trotz alledem“ auf die Fassade projiziert wurden, finden dieses Jahr echte Festspiele statt; zwar vor allem im digitalen Raum, aber – mit etwas Glück – nicht nur.

Theater und Gespräche, Lesungen und Performances, Konzerte und Vernissagen, all das bringen Sie, die hier mitmachen, in den kommenden Wochen auf die Bühne und zu tausenden Festspiel Freunden nach Hause. Viele von Ihnen haben hart gearbeitet, um all das möglich zu machen, und dafür will ich Ihnen von Herzen danken!

Überhaupt schärft die Pandemie unseren Blick für den Wert, den Kunst und Kultur in unserem Land, in unserem Leben haben. Die Kunst fehlt uns nach mehr als einem Jahr. Sie fehlt auch mir sehr. Gerade das Virus und seine Folgen zeigen uns: Kultur ist nicht *nice to have*. Kultur ist Lebensmittel, Kunst ist unverzichtbar. Und mehr noch: Kunst ist Arbeit.

Zehntausende Menschen im ganzen Land wurden nicht nur als Künstler ausgebrems, sondern sehen sich in ihrer Existenz bedroht. Sie müssen

ihre Miete zahlen und fürs Essen einkaufen, sie ziehen Kinder groß und tragen Verantwortung. Kultur ist Arbeit, Künstler und Kulturschaffende leben von dieser Arbeit, jeden Tag, und ihre Arbeit hat Anspruch auf Anerkennung.

Geschlossene Theater, Kinos, Konzertsäle, ausgefallene Festivals und Veranstaltungen haben vielen Kulturschaffenden nicht nur das Publikum geraubt, die letzten vierzehn Monate haben viele an den Rand der Existenz gebracht. Dennoch haben die allermeisten Verständnis aufgebracht für die Zwänge der Pandemie. Wie die große Mehrheit im Land haben sie sich Hygieneregeln unterworfen, neue Konzepte für ihre Veranstaltungen geplant oder an digitalen Angeboten gearbeitet.

In diesem gemeinsamen Kraftakt spiegelt sich das Mitgefühl für die Erkrankten, unsere Trauer mit den Hinterbliebenen von mehr als 80.000 Verstorbenen und unsere Solidarität mit denen, die auf den Intensivstationen um Menschenleben ringen. Wir dürfen die Pandemie nicht außer Kontrolle geraten lassen.

Zugleich ist die Politik gefordert, sich stärker den Künstlerinnen und Künstlern zuzuwenden, insbesondere den freiberuflich tätigen. Wenn ich höre, dass diejenigen, die sich in ihrer Not mit nichtkünstlerischer Arbeit über Wasser halten müssen, vom Ausschluss aus der Künstlersozialkasse bedroht sind, fehlt dafür nicht nur Künstlern das Verständnis – und es ist gut, dass die Politik sich jetzt darum kümmert. Es ist bitter, dass in den vergangenen Monaten viele Künstlerinnen und Künstler aus wirtschaftlichen Gründen ihren Beruf an den Nagel hängen mussten. Es darf uns als Gesellschaft nicht kaltlassen, wenn sie aus der Kunst verschwinden, weil sie ihr bloßes Überleben sichern müssen. Ich hoffe, dass viele zurückkehren können. Darauf sollten wir setzen. Daran müssen wir arbeiten!

Denn Kultur ist Vielfalt und Begegnung. Kultur hinterfragt, verstört, ist widerspenstig und überschreitet Grenzen. Kultur fördert das Gespräch der Gesellschaft über sich selbst. Kultur ist Grundbedingung für Demokratie!

Kein Festival steht so sehr in der Tradition der Arbeit und der Arbeiterbewegung wie dieses; der Deutsche Gewerkschaftsbund und die Stadt Recklinghausen tragen die Festspiele gemeinsam. Wenn ich mir also eines wünschen dürfte von diesen 75. Ruhrfestspielen, dann wäre es das:

Nutzen Sie diese Wochen, setzen Sie ein lautes, unüberhörbares Zeichen für die lebenswichtige Bedeutung der Kultur. Fordern Sie hier und andernorts lautstark ein, was uns allen am Herzen liegt: dass Kunst und Kultur auch in der Krise überleben und nach der Krise wiederauferstehen werden. Denn ohne Kultur wird es dunkel in unserem Land.

In diesem Sinn wünsche ich der 75. Spielzeit der Ruhrfestspiele Recklinghausen einen guten Start, den Zuschauerinnen und Zuschauern inspirierende Momente und allen Mitwirkenden viel Erfolg.



Aufzeichnung der Ansprache zur Eröffnung der Ruhrfestspiele



Im Gespräch mit Preisträger Christoph Ransmayr im Großen Saal von Schloss Bellevue

„Es lohnt sich, immer ein bisschen weiter, immer ein bisschen zu weit zu gehen – wer weiß, was es da zu sehen gibt?“

Verleihung des Ludwig-Börne-Preises 2020
an Christoph Ransmayr

8. August 2021, Schloss Bellevue

Wir sind spät dran, sehr spät sogar, mehr als ein Jahr! Es ist tatsächlich die Verleihung des Ludwig-Börne-Preises 2020, die wir heute vornehmen. Nicht gerade zeitnah, wie man auf Neudeutsch sagt. Aber irgendwie, dachte ich heute Morgen, passt das auch gar nicht so schlecht zum Preisträger, der auf seine besondere Weise eben auch ein Unzeitgemäßer ist.

Ihre Literatur, lieber Herr Ransmayr, spielt ja zumeist nicht in der Gegenwart – sie schafft aber jeweils neu Gegenwart. Ihre literarische Phantasie geht mühelos durch die Zeiten. Vergangenheit und Zukunft werden in Ihrem Schreiben Gegenwart – und damit werfen Sie ein besonderes Licht auf unsere tatsächliche Gegenwart, auf unsere gegenwärtige Lebenszeit, die sich durch unsere Lesezeit verwandelt, erhellt und auf bis dahin unerhörte, neue Weise anschaulich und verstehbar wird.

Über das Rätsel der Zeit, das uns so geheimnisvoll und fern ist wie das beinahe mythische China der Kaiserzeit, haben Sie selber eines, wie ich finde, Ihrer schönsten Bücher geschrieben: „Cox oder Der Lauf der Zeit“. Und dass Gegenwart immer die eigene, subjektive Gegenwart ist, haben Sie an anderer Stelle so gefasst: „Denn wirklicher als im Bewusstsein eines Menschen, der ihn durchlebt hat, kann ein Tag nicht sein.“

Wenn wir Leser mit Ihren Büchern Zeit verlieren, wenn wir uns damit an andere und in anderen Zeiten verlieren, dann gewinnen wir neue Zeit, neue Gegenwart, dann gewinnen wir Aufklärung über uns selbst, unsere Zustände, unser Leben. Wir verlieren uns in anderen Identitäten, indem wir uns auf Ihre Suche nach Identität einlassen, indem wir mit Ihnen mitgehen in andere Zeiten und in fremde Welten; und wir können uns so über unsere eigene Identität neu verständigen – gerade indem sie uns zur Frage wird.

Sie entsichern unsere Gegenwart, unseren Alltag, unsere festen Vorstellungen von der Welt. Sie entsichern uns und nehmen uns auf Abenteuer mit, ob in Ihren Reportagen oder in Ihren Romanen, und wir merken: Es ist vieles ganz anders als gedacht, es ist vieles zu entdecken in anderen Zeiten und Welten. Und so können auch wir ganz anders denken, ganz anders fühlen, ganz anders sein. Wir sehen, es gibt immer noch eine andere Möglichkeit, und das erzeugt ein kritisches, reflektiertes Verhältnis zu uns selbst. Das ist Abenteuerliteratur im besten Sinne, das ist Zeit-Ansage im Gewand des Unzeitgemäßen.

„Was ist nur aus unseren Abenteuern geworden?“ So fragen Sie ganz zu Anfang Ihres frühen Romans „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“. „Was ist nur aus unseren Abenteuern geworden, die uns über vereiste Pässe, über Dünen und so oft die Highways entlang geführt haben? Durch Mangrovenwälder hat man uns ziehen sehen, durch Grasland, windige Einöden und über die Gletscher, Ozeane und dann auch Wolkenbänke hinweg, zu immer noch entlegeneren, inneren und äußeren Zielen.“

Diese Anfangszeilen, die fast wie ein Bruce-Springsteen-Song klingen, enden mit der Warnung, dass Abenteuer nicht leicht zu haben sind: „Unsere Fluglinien haben uns schließlich nur die Reisezeiten in einem geradezu absurden Ausmaß verkürzt, nicht aber die Entfernungen, die nach wie vor ungeheuerlich sind. Vergessen wir nicht, dass eine Luftlinie eben nur eine Linie und kein Weg ist und: dass wir, physiognomisch gesehen, Fußgänger und Läufer sind.“

In diesem Buch erzählen Sie die faszinierende Geschichte der k.u.k. österreichisch-ungarischen Nordpolexpedition, die 1872 aufgebrochen war und dann, unter unendlichen Strapazen und der ständigen Bedrohung der menschenfeindlichen Natur, immerzu von den Schrecken des Eises und der Finsternis umgeben, schließlich ein unbekanntes Archipel entdeckt und ihm den Namen „Kaiser-Franz-Joseph-Land“ gibt. Und gleichzeitig erzählen Sie die Geschichte eines abenteuerverrückten Italieners, der hundert Jahre später dieser Expedition nachzugehen versucht, der sich mit allen Dokumenten und Zeugnissen der Expedition vertraut gemacht hat und der schließlich im Eis verloren geht, ein spurlos verwehtes Abenteuer – gegenwärtig gemacht und dem Vergessen entrissen durch Ihre Erzählung davon.

Mir erscheint dieser frühe Roman wie eine Programmschrift Ihrer Literatur. Fremde Welten, ferne Zeiten, ein Abenteuer, das literarisch und dokumentarisch dargestellt wird; und ein Nachfolger ist unterwegs, ja ein buchstäblicher Nach-Geher, der mit eigenen Augen sehen will, was dieses Abenteuer damals bedeutet hat – und was es heute für ihn bedeutet. Auf diese Weise gelingen Ihnen auch Ihre Reportagen, auf deren Fakten wir uns verlassen können, in denen Sie aber immer selber in die Dinge, in das, was Sie mit eigenen Augen sehen, verwickelt werden.

Später einmal, im Jahre 2003, haben Sie in einer Rede zu Ernst Toller eine entsprechende Selbstauskunft gegeben, was bei Ihnen selten ist: „Wenn es zu den vornehmsten Wirkungen der Literatur gehört, die Vorstellungskraft ihrer Leser zu fördern [...] vom Glück und vom Leiden, vom Leben und Sterben des einzelnen, und so beizutragen zu einer immerhin möglichen Immunität gegen ideologisch, rassistisch oder religiös begründete Unmenschlichkeit, die ja an der Wirklichkeit immer nur die eigenen Dogmen und Klischees zu erkennen vermag, dann ist es möglicherweise von größerem Nutzen [...] zu lesen, was ein Erzähler von sich selber, von Szenen und Augenblicken seines Lebens [...] zu berichten hat.“

Das bedeutet: Sie beschreiben die Welt, auch fremde Welten und Zeiten, aber Sie beschreiben sie eben nicht vermeintlich „objektiv“. Auf der Suche nach der Welt, nach den Überraschungen und den Abenteuern, die sie bereithält, sind Sie immer auch auf der Suche nach sich selber, auf der Suche nach neuen Seh- und Seins-Möglichkeiten. Und gerade indem Sie sich selber in Ihre Geschichten verstricken, verstricken Sie uns, Ihre Leser mit.

Sie nehmen uns gefangen – und entlassen uns dann als neu und anders Sehende. „Auf alle Fälle“, das hat einst Péter Esterházy über Ihren Roman „Die letzte Welt“ gesagt, „sollten wir dieses Buch vorsichtig lesen, es könnte leicht geschehen, dass wir uns sonst in Romanhelden verwandeln.“

Jeder wird bei der Lektüre Ihrer Bücher ein bisschen mehr er selber – genau wie Sie es von den Teilnehmern der Nordpolexpedition schreiben, von denen viele Tagebuch führen: „Jeder berichtete aus einem anderen Eis.“

Expeditionen ins nördliche Eis sind kein ungewöhnliches Sujet in der Literatur. Ich erinnere nur an die wunderbare „Entdeckung der Langsamkeit“ Ihres Kollegen Sten Nadolny über die Entdeckungsreisen John Franklins. Es ist aber wohl kein Zufall, dass Sie als Sujet Ihres ersten Romans ausgerechnet eine k. u. k. österreichisch-ungarische Expedition gewählt haben. Jene Expedition, die das letzte damals unbekannte Stück Erde entdeckte, dort die Insignien des Kaiserreiches hinterließ, seine entlegensten Winkel mit so klingenden Namen wie „Tyroler Fjord“, „Cap Wien“, „Hall-Insel“ oder „Hohenlohe-Insel“ taufte. Im eisigen menschenfeindlichen Norden eine Inselgruppe, benannt nach dem habsburgischen Kaiser eines erodierenden Reiches.

Der „Kommandant zu Lande“ dieser Expedition, Julius Payer, stirbt im August 1915, als, wie Sie schreiben, „die Felder Galiziens schon die Buckel der Massengräber tragen, die Wiesen Flanderns auch – und an den Masurischen Seen Preußens, in Elsaß-Lothringen, in der Champagne, in Serbien, im Kaukasus oder am Isonzo überall schon Erschlagene liegen“.

„An meine Völker“ hatte Kaiser Franz-Joseph 1914 das Manifest seiner Kriegserklärung adressiert. Sie zitieren das – und werden Ihre Melancholie darüber nicht bestreiten, dass es diese Völker als zusammengehörige seit diesem Krieg nicht mehr gibt. Der Untergang des Alten Europa hat die Schriftsteller Österreichs wohl weitaus stärker geprägt als andere, weil er eben auch den Untergang der K.-u.-k.-Monarchie bedeutet hat, den Untergang des Vielvölkerstaates. Dieses multikulturelle geistige Erbe trägt wohl jemand wie Christoph Ransmayr mit sich, wenn er als Österreicher schreibt. In ihm ist offenbar eine Utopie des Übernationalen lebendig, eine Sehnsucht nach Einheit unter sehr Verschiedenen. So akzeptiert er wohl auch deshalb kaum Grenzen, weil einmal das „Haus Österreich“ so viele verschiedene Wohnungen kannte.

In einer Ihrer frühen Reportagen, „Auszug aus dem Hause Österreich“, beschreiben Sie 1985 eine seltsame Wallfahrt von etwas verschrobene Monarchisten zur noch lebenden Kaiserin Zita in ihrem Liechtensteiner „Exil“. Natürlich nehmen Sie an dieser Fahrt teil. Die „letzte Kaiserin Europas“, so schreiben Sie dann, offenbar nicht ohne innere Bewegung, war „Herrin über 53 Millionen Untertanen – Deutsche, Ungarn, Tschechen, Slowaken, Italiener, Polen, Ukrainer, Kroaten, Slowenen, Serben, Bosnier, Rumänen, auch Türken, Huzulen, Griechen, Albaner und natürlich Juden – die Gemahlin des Königs von Jerusalem und des Herzogs von Auschwitz! Wahnsinn.“

Niemand hat die Melancholie nach dem Ende des alten Österreich so sprachmächtig in Worte gefasst wie der heilige Trinker Joseph Roth, der, wie Sie, sowohl ein begnadeter Reporter wie auch ein wunderbarer Romancier war. Aus seinem Roman „Die Kapuzinergruft“ setzen Sie ein Zitat an den Anfang Ihrer Reportage: „Österreich ist kein Staat, keine Heimat, keine Nation [...] Die Klerikalen und klerikalen Trottel, die jetzt regieren,“ schrieb Joseph Roth 1938, „machen eine sogenannte Nation aus uns; aus uns, die wir eine Übernation sind, die einzige Übernation, die in der Welt existiert hat.“

Dass man in einer von Vielfalt geprägten Welt überall zu Hause sein kann, wenn man sieht, was Menschen zu Menschen macht und wie sie ihr eigenes Leben leben und sich um willkürliche Grenzen nicht kümmern, das ist das Vermächtnis des „Hauses Österreich“, wie es Joseph Roth vermittelt – und das dürfte auch noch für Ihre Wanderungen durch die ganze Welt ein entscheidender Impuls sein. Man kann es auch noch einmal anders, nämlich mit den Worten Ernst Tollers sagen, die Sie selber wohl nicht zufällig zitieren:

„Wenn mich einer fragte, wohin ich gehöre, ich würde antworten: Eine jüdische Mutter hat mich geboren, Deutschland hat mich genährt, Europa hat mich gebildet, meine Heimat ist die Erde, die Welt mein Vaterland.“

Sie haben, lieber Herr Ransmayr, diese Worte auf eine eindrückliche Weise eingelöst, für mich vielleicht am besten in den bunten und so vielfältigen Geschichten Ihres Bandes „Atlas eines ängstlichen Mannes“. Hier hat man wirklich den Eindruck: Die Welt ist Ihr Zuhause, Ihr Vaterland. Hier wird nicht über Multikulturalität schwadroniert, hier wird nicht abstrakt philosophiert über ein transnationales Wesen des Menschen oder andere aufgedonnerte Vokabeln.

Hier werden einfach Geschichten erzählt, Geschichten vom Alltäglichen, das man aber als das Besondere, als das „Buchenswerte“, wie Thomas Mann gesagt hätte, sehen können muss. „Er war ganz Aufmerksamkeit“, heißt es über den Nordpolarforscher Weyprecht in Ihrem frühen Buch. Hier gilt das in eminenten Weise für Sie als Autor: Er war ganz Aufmerksamkeit. Ob diese Geschichten einen höheren Sinn ergeben, ob sie das Abenteuer im Alltäglichen darstellen oder eine Episode, die vergeht wie eine Zeichnung im Sand unter der nächsten Welle, das zu entscheiden, das für uns zu entscheiden, ist Sache von uns Lesern. Sie blättern uns eine Welt auf, und wir dürfen glücklich jede neue Seite erwarten.

Sie erhalten einen Preis, das nun zum Schluss, im Namen Ludwig Börnes. Der konnte noch unbefangener an die Aufklärung und ihr segensreiches

Wirken glauben, als es uns heute vergönnt ist. Die großen Kriege, die von Deutschland aus das Alte Europa zerstört und die Welt mit Terror und Vernichtung überzogen haben, haben uns Illusionen genommen. Aber die Hoffnung konnten sie uns nicht nehmen, die Hoffnung, dass in all den Untergängen, in dem Scheitern und in den verzweifelten Anstrengungen, die Sie beschreiben, die Möglichkeit aufstrahlt, dass Leben gelingen kann, ja, dass es sich lohnt zu leben – und zu sehen, was die Welt bereithält.

Ortega y Gasset, dem spanischen Philosophen, würden Sie wahrscheinlich zustimmen: „Alles in der Welt ist merkwürdig und wunderbar für ein paar wohlgeöffnete Augen.“

In dem „Atlas eines ängstlichen Mannes“ beginnt jede Ihrer Geschichten mit einem kleinen „Ich sah...“. Das klingt biblisch, so beginnen die Visionen vom Ende der Welt in der Apokalypse des Johannes. Deutet das die Trauer darüber an, dass das, was man gerade noch gesehen hat, schon bald dem Verschwinden und Vergessen anheimgegeben ist? Vielleicht. Aber nicht notwendig.

Dieses „Ich sah...“ könnte, ganz im Gegenteil, nicht etwa auf das Ende verweisen, sondern auf den Anfang. Vielleicht gehe ich jetzt etwas zu weit, wenn ich an die Schöpfungsgeschichte erinnere: Sechs Schöpfungstage lang wird über unsere neu geschaffene Welt immer wieder gesagt: „Und Gott sah, dass es gut war.“ Diese Welt fängt immer neu an, wenn wir die Augen aufmachen und sehen.

Bin ich damit zu weit gegangen? Aber dann hätte ich das von Ihnen gelernt: Es lohnt sich, immer ein bisschen weiter, immer ein bisschen zu weit zu gehen – wer weiß, was es da zu sehen gibt?



Begrüßung der Preisträgerin Rachel Salamander mit Ehemann Stephan Sattler (l.) und Oberbürgermeister Dr. Stephan Keller (r.) vor dem Düsseldorfer Schauspielhaus

„Eine der bedeutendsten Ermöglicherinnen des deutschen Geisteslebens“

Verleihung des Heine-Preises 2020 an Rachel Salamander

29. August 2021, Düsseldorf

Die Liste der Persönlichkeiten, die in nun bald fünfzig Jahren mit dem Heine-Preis der Stadt Düsseldorf ausgezeichnet wurden, ist beeindruckend, geradezu ehrfurchtgebietend: Carl Zuckmayer, der erste Preisträger, oder etwa Richard von Weizsäcker, Hans Magnus Enzensberger, Amos Oz oder Jürgen Habermas. Zu dieser wahrhaft illustren Reihe zählen wir jetzt auch Rachel Salamander – mit einem Lebenswerk, das in diese Reihe gehört und das wir heute durch diese Preisvergabe zu Recht ehren und feiern können.

Rachel Salamander war und ist eine der bedeutendsten Ermöglicherinnen des deutschen Geisteslebens der letzten Jahrzehnte. Ihr erfolgreiches Wirken besteht vor allem darin, dass sie bei allem, was sie tut, nie ihre eigene Person in den Mittelpunkt stellt, sondern immer andere zur Wirkung bringt.

Liebe Rachel Salamander, Sie haben uns alle, die wir am kulturellen und am geistigen Leben interessiert sind, auf eine Weise beschenkt, wie wohl nur Sie es vermochten. Ihre Leidenschaft, Ihr Charme, Ihre Energie genauso wie Ihre Begabung zur Freundschaft, Ihre intellektuelle Neugier und Ihr Organisationstalent haben uns Zugänge zur literarischen Welt, Zugänge zu Autoren und Büchern, Zugänge zu Denk- und Empfindungswelten geschenkt, Zugänge, die wir ohne Sie nicht gefunden hätten. Die

literarische Welt ist Ihre Welt. Und dass auch für möglichst viele andere diese „literarische Welt“ begehbar und bewohnbar wird, dafür haben Sie sich nicht nur als langjährige Redakteurin der gleichnamigen Literaturbeilage eingesetzt.

Rachel Salamander ist auf ihre sehr besondere Art eine gegenwärtige Verkörperung jener Ermöglicher, jener inspirierten Inspirateure, denen Bertolt Brecht in seinem berühmten Gedicht „Legende von der Entstehung des Buches Taoteking auf dem Weg des Laotse in die Emigration“ ein Denkmal gesetzt hat: Ein Zollbeamter, der sich interessierte für die Weisheit des Weisen, der da über die Grenze wollte, ließ sie einem Kinde diktieren, so dass schließlich ein Buch entstand, das für alle Zukunft von jedermann gelesen werden kann. Brecht schließt bekanntlich:

„Aber rühmen wir nicht nur den Weisen / Dessen Name auf dem Buche prangt! / Denn man muss dem Weisen seine Weisheit erst entreißen. / Darum sei der Zöllner auch bedankt: / Er hat sie ihm abverlangt.“

In exemplarischer Weise hat Rachel Salamander einem der bedeutendsten Gelehrten des vergangenen Jahrhunderts seine Weisheit abverlangt, oder besser: seinen Weg zu dieser Weisheit, nämlich die Geschichte seines Lebens und Denkens, seiner Begegnungen und Erkenntnisse und damit einer ganzen Kultur.

Ich spreche von Hans Jonas, den alle als Verfasser des „Prinzip Verantwortung“ kennen. Rachel Salamander brachte, gemeinsam mit ihrem Mann Stephan Sattler, den weit über Achtzigjährigen endlich doch dazu, ihr noch einmal sein Leben zu erzählen. So konnte es auf Tonband aufgezeichnet und verschriftlicht werden.

Ohne ihre Geduld und Zähigkeit, ohne ihre Freundlichkeit und Hingabe hätten wir sie nicht, die wunderbaren Lebenserinnerungen von Hans Jonas. Diese Erinnerungen des großen Philosophen lassen noch einmal jene unvergleichliche und unwiederbringliche Welt einer deutschen und

jüdischen Kultur lebendig werden, deren Fülle und Reichtum wie aber auch deren Zerstörung. „Darum sei der Zöllner auch bedankt“ – wenn Rachel Salamander nur dieses Buch ermöglicht hätte, sie hätte jeden Preis verdient.

In ihrem Vorwort erzählt sie wie beiläufig von der Kultur, die Hans Jonas geprägt hat, und gibt dabei auch einen Blick frei auf das, was sie selber ihr Leben lang fasziniert hat und ihr Wirken bis heute inspiriert und motiviert: „Wie in den kultivierten Vorkriegsgesellschaften üblich, beherrschte der jüdische Junge aus gutem Hause die Verse Goethes und Schillers in- und auswendig, seinen Heine ebenso. Hans Jonas sollte in den uns verbliebenen Jahren bis zu seinem Tod so manche gemeinsame Abendgesellschaft mit dem in seinem Gedächtnis gespeicherten deutschen Bildungsgut faszinieren.“

Hier, in der Geschichte von Hans Jonas, ist sie noch einmal plastisch und wie mit Händen zu greifen: die große Leidenschaft der deutschen Juden für die Kultur – und der unersetzliche Beitrag der Juden zu ebendieser deutschen Kultur. Wir wissen, wie früh die deutschen Juden von den selbst ernannten „nationalen Autoren“ zu Fremden erklärt wurden, mit welchem Gift die Antisemiten über Generationen zu Werke gingen, wie brutal das alles dann zerstört wurde. Und wir wissen, wie all die bedeutenden Repräsentanten jüdischer Kultur verfolgt, ermordet, in den Selbstmord getrieben oder vertrieben wurden und wie Deutschland sich auf diese Weise einen nie wiedergutzumachenden Verlust zugefügt hat.

Rachel Salamander war und ist von dieser Kultur und ihren Repräsentanten so fasziniert, dass sie ihr Leben der immer neuen Vergegenwärtigung jüdischer Kultur, der Literatur vor allem, gewidmet hat. Sie ist – und deswegen hinkt der Vergleich zum Brecht-Gedicht ein wenig – keineswegs ein Zöllner, der aufpasst, dass nichts unerlaubt über Grenzen geschmuggelt wird. Im Gegenteil: Sie ist diejenige, die keinen Schlagbaum und keine Grenze zwischen Kulturen anerkennt. Sie hat sie vielmehr immer wieder geöffnet und hält sie offen. Sie ist, im Fall des Falles, auch eine

geübte und raffinierte Schmugglerin, die dafür sorgt, dass unbekannte Konterbande über Grenzen gelangt: geistige Neuheiten oder vergessenes, verdrängtes geistiges Erbe.

Es ist eine Konterbande des Geistes – ein bisschen so wie die „preußischen Douaniers“ in Heines „Wintermärchen“, die ihn beim Übertritt der Grenze filzen:

„Beschnüffelten alles, kramten herum / In Hemden, Hosen, Schnupftüchern; / Sie suchten nach Spitzen, nach Bijouterien, / Auch nach verbotenen Büchern.

Ihr Toren, die ihr im Koffer sucht! / Hier werdet ihr nichts entdecken! / Die Konterbande, die mit mir reist, / Die hab ich im Kopfe stecken. [...]

Und viele Bücher trag ich im Kopf! / Ich darf es euch versichern, / Mein Kopf ist ein zwitscherndes Vogelnest / Von konfiszierlichen Büchern.“

Mit der Gründung ihrer Literaturhandlung in München hat Rachel Salamander sozusagen einen offiziellen Handelsplatz für eine ganz besondere, für diese kostbare und fast verschwundene Schmuggelware eröffnet. Sie selber sagt dazu: „Fast fünfzig Jahre nach der Entjudung des deutschen Buchhandels wollte ich mit der Errichtung einer Fachbuchhandlung für Literatur zum Judentum zumindest die geistige jüdische Welt rekonstruieren helfen, alles zusammentragen, was das Wort und die Schrift aufbewahrt hatten, und all jene wieder einbürgern, die vertrieben und verbrannt worden waren.“

Ihr Kopf war und ist mindestens so sehr „ein zwitscherndes Vogelnest“ von Büchern und Literatur wie der Kopf des Wintermärchen-Dichters. Unermüdlich vermittelt sie, unermüdlich bringt sie Menschen miteinander ins Gespräch, bringt sie Menschen zu Büchern und Bücher zu Menschen. Dass Vermittlung selbst schon eine eminent kulturelle Handlung ist, wo wäre das besser zu erkennen als an Rachel Salamander? Rachel

Salamander hat nicht nur eine Literaturhandlung gegründet. Viel richtiger müssen wir sagen: Ihr ganzes Leben und Wirken ist Literaturhandlung.

Und noch ein Wort muss, wenn wir an Rachel Salamander denken, in seiner ganzen Bedeutungsfülle genommen werden: Geistesgegenwart. Und zwar im doppelten Sinn: *Geistesgegenwart* – und *Geistesgegenwart*. Einmal ist sie selber durch ihre intellektuelle Wachheit und durch ihre Fähigkeit, in scheinbar weit Auseinanderliegendem Verbindungen zu erkennen, geistesgegenwärtig. Vor allem aber hat geistige Beschäftigung für sie überhaupt nur einen Sinn, wenn sie für die Gegenwart, für das Hier und Heute des Denkens und Lebens Bedeutung hat.

Unermüdlich, unbeirrbar, aber vor allem auch unvergleichlich hält sie so ein ganz besonderes Erbe jüdischer Kultur lebendig. Frank Schirrmacher hat es in einer sehr persönlichen Laudatio zur Verleihung des Marbacher Schillerpreises so benannt: „Sie verkörpert auch, und das ist im Deutschland des Jahres 2013 eine wirkliche Rarität, die wunderbare Vorkriegsmischung aus Kaffeehaus, Philosophenklub und Weltbühne, die kommunikative Welt der Joseph Roth und [Friedrich] Torberg und Elias Canetti, eine Welt, die nur in den Augen von Ignoranten unproduktiv ist.“

Wenn Frank Schirrmacher dann über sie sagt, „sie sammelt Anregungen und Inspirationen wie Treibstoff“, dann sind wir mit diesem letzten Wort, Treibstoff, bei einem amüsanten, aber treffenden Bild, das Walter Benjamin in ganz anderem Zusammenhang benutzt hat. Es passt sehr gut zu Rachel Salamanders oft verborgenem, aber effektivem Wirken im sogenannten Literaturbetrieb: „Man stellt sich nicht vor eine Turbine und übergießt sie mit Maschinenöl. Man spritzt ein wenig davon in verborgene Nieten und Fugen, die man kennen muss.“

Diese Fähigkeit, an den richtigen Stellen das Richtige zu veranlassen oder anzuregen, die Fähigkeit, zur richtigen Zeit die richtigen Leute am richtigen Ort miteinander zu verbinden – diese Fähigkeit macht Rachel Salamander und ihre Wirkung immer wieder aus. Ausgerechnet

sie, müssen wir hinzufügen, die im Lager für Displaced Persons geboren wurde und sich lange Jahre als „displaced“, als deplatziert in diesem Deutschland nach dem Krieg vorkommen musste, während Täter und Mitläufer längst schon wieder einen anerkannten Platz in der Gesellschaft eingenommen hatten.

„Ich bekam keine Heimat, die durch Geburt entstanden wäre. Dieser Status lautete amtlich: heimatloser Ausländer. Er sollte über vierzig Jahre dauern, bis die bundesdeutschen Behörden ein unbürokratisches Angebot zur Einbürgerung an die DP's hätten.“

Ausgerechnet sie also, Rachel Salamander, heimatlose Ausländerin, die nur Jiddisch und kein Wort Deutsch sprach, als sie in die Volksschule kam, ausgerechnet sie hat uns in Deutschland Türen geöffnet in die Welt der deutschen jüdischen Kultur – die wir als einen Teil unserer verlorenen Heimat, unserer gemeinsamen geistigen und kulturellen Herkunft erkennen und wiederentdecken konnten.

Sie selber, so erzählt sie, habe eine Ahnung vom Dazugehören zum ersten Mal an Weihnachten bekommen: „Ich war keine sechs Jahre alt, da habe ich, das jüdische Kind aus dem DP-Lager Föhrenwald, die große Reise nach Wolfratshausen unternommen, um dort zu Weihnachten vor deutschem Publikum Händels Adagio auf der Geige zu spielen. Heute weiß ich, dass da mein Weg in die bundesrepublikanische Gesellschaft begonnen hat.“

Es ist ergreifend zu sehen, wie hier ein langer Weg zurückgelegt werden muss in jene deutsch-jüdische Selbstverständlichkeit, wie sie der Berliner Jude Walter Benjamin in seiner „Kindheit um neunzehnhundert“ noch ganz unbefangen erlebt hatte – und zwar auch am christlichen Weihnachtsfest: „In den Höfen begannen die Leierkasten die letzte Frist mit Chorälen zu dehnen. [...] In meinem Zimmer wartete ich, bis es sechs werden wollte. Kein Fest des späteren Lebens kennt diese Stunde, die wie ein Pfeil im Herzen des Tages zittert.“

Welch ein Abgrund von Barbarei und Zerstörung – einer von Christen begangenen Zerstörung! – liegt zwischen diesen beiden kindlichen Weihnachtserinnerungen. Welch ein Abgrund zwischen einer alten deutsch-jüdischen Selbstverständlichkeit und einer vorsichtig neu zu entdecken, neu zu erringenden, die eben alles andere als selbstverständlich ist – eigentlich kaum vorstellbar.

Erst wenn wir uns diesen Abgrund vor Augen führen, können wir ermessen, was wir Rachel Salamander und ihrem Wirken zu verdanken haben. Die „jüdische Welt von gestern“, die sie uns vorgestellt hat, ist keine fremde Welt, sie ist unsere gemeinsame Herkunft, unsere gemeinsame Heimat.

Wer diese gemeinsame Heimat immer neu und wieder entdecken will, der kann mit Rachel Salamander auf die Kopfreisen gehen zu den großen Namen, die sie, in jeder Hinsicht, vorrätig hält: zu der großartigen Gabriele Tergit und der großbürgerlich-jüdischen Welt ihrer „Effingers“, zu Ernst Bloch und Theodor W. Adorno, zu Paul Celan und Else Lasker-Schüler, zu Walter Benjamin und Sigmund Freud, zu Franz Rosenzweig und Martin Buber, zu Gershom Scholem und Hannah Arendt, zu Marcel Reich-Ranicki und Norbert Elias, zu Hans Sahl und Ilse Aichinger, zu Billy Wilder und Paul Abraham, zu Hans Jonas, Nelly Sachs und Siegfried Kracauer.

Wir könnten noch lange fortfahren – und hätten jene noch gar nicht genannt, die, wie etwa Franz Kafka, das Grauen nicht mehr erlebten und erleben mussten, und jene nicht, die nun in unserer Gegenwart jüdische Kultur in Deutschland leben; in dieser unserer Gegenwart, in der wir wieder Antisemitismus erleben müssen – und auch im kulturellen Bereich einen oft als vordergründige Israelkritik verkappten Antisemitismus. Und so kennt unsere Gegenwart auch wieder die fürchterliche Unsicherheit und Fassungslosigkeit der jüdischen Gemeinschaft angesichts der Erscheinungsformen eines aktuellen Hasses. Die Erschütterung darüber muss uns alle erfassen, nur dann kann sie uns alle verbinden. Wir haben die Pflicht zur Gegenwehr – nicht nur jeder für sich, sondern wir miteinander und füreinander!

Rachel Salamander, die Deplatzierte, die sich selber die richtigen Orte ihres Lebens gesucht und so etwas wie Heimat gefunden hat, versteht ihr Wirken selber ja nicht nur in der Vergewisserung des kostbaren Erbes. Heimat ist auch der Ort, an dem man sich einmischt in die konkreten Verhältnisse. Heimat ist auch der Ort, an dem man jede Form von Rassismus und Antisemitismus bekämpft. Heimat ist auch der Ort, an dem man anerkennt, dass andere ganz anders sein mögen, aber die gleiche Würde und die gleichen Rechte haben.

Liebe Rachel Salamander, wir ehren Sie heute mit dem Heine-Preis. Wir wissen aber auch: Wir ehren Sie noch viel mehr, wenn wir die deutsch-jüdische Kultur nicht nur als Teil unserer Vergangenheit, sondern als Teil unserer Gegenwart und unserer Zukunft begreifen – so wie Sie es uns vorleben.



Verleihung des Heine-Preises der Stadt Düsseldorf an Rachel Salamander



Rundgang durch die neue Dauerausstellung des Ethnologischen Museums gemeinsam mit Hartmut Dorgerloh, dem Generalintendanten des Humboldt-Forums, der nigerianischen Schriftstellerin Chimamanda Ngozi Adichie und der Staatsministerin für Kultur und Medien Monika Grütters; dahinter die Installation „township wall“ von António Ole (2001)

„Kein Ort der Selbstvergewisserung, sondern der Selbstbefragung“

Eröffnung der Ausstellungen des Ethnologischen Museums und des Museums für Asiatische Kunst der Staatlichen Museen zu Berlin im Humboldt-Forum

22. September 2021, Berlin

So, jetzt steht es hier! Und nun?

Das wiederaufgebaute Berliner Stadtschloss, das Humboldt-Forum, es ist ganz ohne Zweifel das Zentrum der neuen Mitte unserer Hauptstadt – und das baulich wie symbolisch. Im großen Projekt der Neuerfindung dieser Mitte Berlins ist es der architektonische Schlussstein und zugleich inhaltlich doch eher ein Anfang.

Dieses Schloss und dieses Forum sind – allein schon durch Lage, Geschichte und selbst gesetzte Mission – ein Ort von nationaler Bedeutung. Aber dieser Ort wirft im Augenblick noch mehr Fragen auf, als er Antworten gibt. Die offenen Fragen, die dieser Ort uns stellt, sind offene Fragen unserer Nation, auch Fragen an unsere Nation. Halten wir das aus?

Manche finden dieses Schloss, schon weil es so viele Fragen aufwirft, unbefriedigend, kritikwürdig. Manche wünschen sich, es wäre nie gebaut worden. Aber es steht jetzt hier. Nach all den vielen Jahren der erbitterten

Debatten, nach verworfenen, neuen, schließlich beschlossenen Planungen ist es fertig gebaut. Die Berlinerinnen und Berliner, Gäste aus aller Welt, sie nehmen es bereits in Besitz. Sie flanieren durch die Höfe, sie sitzen draußen in der Sonne, besuchen die Ausstellungen, die bereits zu sehen sind. Wir haben es gerade gehört: Hunderttausend waren schon hier. Und doch ist es provozierend unfertig. Deshalb die Frage: Halten wir das aus?

Ich war immer dankbar, das Wachsen und Werden des Humboldt-Forums zu begleiten: baulich aus nächster Nähe im Außenministerium und auch inhaltlich. Ich erinnere mich gut an einen lauen Sommerabend 1999 vor dem Kanzlerbungalow in Bonn, als Klaus-Dieter Lehmann dem damaligen Bundeskanzler die Idee vortrug, die gesamte Berliner Museumsinsel neu zu gestalten. Eine große Vision! Ich war fasziniert und begeistert. Und ebenso fasziniert war ich von dem Vorschlag, die Ethnologischen Sammlungen aus Dahlem in die Neugestaltung der Berliner Mitte miteinzubeziehen. „Die Weltkulturen gehören in die Mitte Berlins“, davon waren Sie, lieber Klaus-Dieter Lehmann, überzeugt. Statt deutsch-deutscher Nabelschau die Öffnung hin zur Welt – das hat auch mich damals überzeugt.

Jetzt sind sie angekommen, die Weltkulturen. Ich freue mich sehr, heute hier zu sein, und danke Ihnen, lieber Herr Dorgerloh, lieber Herr Parzinger, lieber Herr Koch, ganz herzlich für die Einladung. Die Ethnologischen Sammlungen und das Museum für Asiatische Kunst sind nun hier zu sehen, hier in diesem Forum. Dazu möchte ich Sie ganz herzlich beglückwünschen – und bin mir doch zugleich bewusst, wie umstritten manches ist und bleibt.

Dieses Forum ist noch nicht fertig, aber es ist von heute an ein Herzstück in der Museumslandschaft Berlins. Ein großer Schritt, für den ich dankbar bin. Aber es ist eben erst ein Anfang. Es ist nicht der Abschluss, es ist der Beginn eines Projekts. So wie unsere Gegenwart ganz erkennbar eine Zeit des Umbruchs und der Anfänge ist. Hier, in diesem Forum, sollen

sich nicht nur Wissenschaft, Kunst und Kultur begegnen. Es soll ein Ort des internationalen Dialogs werden, des kritischen und selbstkritischen Denkens und der Auseinandersetzung in der Welt und mit der Welt.

Um fehlende Kritik muss man sich wohl nicht sorgen. Was wurde gerungen und gestritten um diesen Ort. Dieses Gebäude beansprucht – allein schon durch seine schiere Größe – höchst selbstbewusst für sich, eine Leerstelle zu füllen, die die deutsche Geschichte hinterlassen hat. Dieses neue alte Berliner Stadtschloss, es will nicht weniger sein als die neue alte Mitte dieser Stadt, das republikanische Herz der neuen alten deutschen Hauptstadt: ein Monument der Demokratie mit barocken Fassaden. Kann das gelingen?

Sie merken es, auch mich treiben so einige Fragen um. Und ich will Ihnen gleich gestehen: Ich werde heute nicht auf alles eine Antwort geben können und schon gar nicht alle zufriedenstellen. Aber vielleicht ist ja gerade das Fragen und das Zweifeln für uns Besucher eine gute Annäherung an diesen Bau. Dies ist, so könnte man es sagen, kein Ort der Selbstvergewisserung, sondern der Selbstbefragung. Und zwar in einem ganz produktiven Sinne: Ein Ort, der uns keine Ruhe lässt, ein solcher Ort kann tatsächlich ein demokratischer Ort werden.

Schon ein kleiner Blick zurück in die Geschichte lässt ahnen, welchen Ehrgeiz, welche Sehnsüchte, welche Machtgelüste dieser Ort im Lauf der Jahrhunderte geweckt hat: Kloster, Residenz von Fürsten, Königen, Kaisern, Aufmarschplatz und Palast der Republik, als „Palazzo Prozzo“ verspottet und zugleich beliebter Ausflugsort, Sitz der einzig frei gewählten Volkskammer und dem Abriss geweihte Asbestruine, Bühne für Kunstschaffende, Humboldt-Forum. Dieser Ort spiegelt wie kaum ein zweiter unsere Geschichte wider, die Irrtümer, die Abgründe, die Gewaltherrschaft und den Neuaufbau. Und er erinnert uns daran: Nur zu einem Bruchteil – gerade einmal drei Jahrzehnte – ist unsere Geschichte die Geschichte eines wiedervereinten, freien und demokratischen Deutschland.

Damals, nach Friedlicher Revolution und Wiedervereinigung, avancierte die Berliner Mitte erneut zum Kristallisationspunkt unserer Verortung als Nation. Einer Nation, die nicht nur architektonisch auf der Suche war nach ihrer verlorenen Mitte. Sanierung oder Abriss, Neubau oder Nachbau, Moderne oder Barock: Der Schlossstreit tobte mit der Wucht eines Glaubenskrieges, bis sich die Idee des Wiederaufbaus durchsetzte. Ein „republikanisches Versprechen“, wie es die *FAZ*, oder ein „Denkmal der Geschichtslosigkeit“, wie es *Die Zeit* sah? Eine Vollendung der Geschichte? Oder nicht doch eher eine Revision der Geschichte, ein Symbol des Scheiterns der Idee des Sozialismus, wie Joachim Fest, einer der gewichtigsten Befürworter, den Wiederaufbau begründete?

Die Schlachten von damals sind geschlagen. Trotzdem ist es nicht so, dass eine steingewordene, kreuzgekrönte Reminiszenz an preußische Dominanz sich im wiedervereinigten demokratischen Deutschland von selbst erklärt. Seine Identität und seine Bestimmung in der Demokratie muss dieses Schloss, muss dieses Humboldt-Forum erst noch finden.

Welche Bestimmung das ist, diese Frage stellt sich heute schon anders als vor dreißig Jahren. Heute sehen wir klarer, dass die Wiedervereinigung zwar auch ein Endpunkt war – die deutsche Teilung war überwunden, die deutsche Frage gelöst –, aber noch sehr viel stärker ein Anfang. Der Anfang eines Prozesses, in dem nicht nur Berlin, sondern die deutsche Gesellschaft als ganze sich radikaler verändern sollte, als die meisten sich das damals vorstellen konnten – und zwar nicht nur im Osten, sondern auch im Westen. Und dieser Prozess ist längst nicht abgeschlossen. Im Gegenteil: So wenig unsere Demokratie etwas mehr als dreißig Jahre nach Mauerfall und Wiedervereinigung dauerhaft fertig und vollendet ist, so wenig ist dieses Forum hier vollendet.

Aber auch die Welt jenseits unserer Grenzen ist eine andere geworden. Wir sind heute eine Gesellschaft, die global vernetzt ist und die vielfältiger und pluralistischer geworden ist. Hier in der Berliner Mitte ist das wie unter einem Brennglas jeden Tag zu sehen. Sie hat sich in den letz-

ten dreißig Jahren geradezu atemberaubend verändert, und damit meine ich nicht nur die bauliche Seite, sondern auch das, was sich hinter den Fassaden, den alten wie den neuen, verändert hat. Die Weltkulturen sind angekommen, aber das gleich in einem doppelten Sinne: hier drinnen im Humboldt-Forum und da draußen, vor den monumentalen Fassaden.

Hier in der Berliner Mitte ist heute die Welt nicht nur zu Gast. Die Welt ist hier zu Hause – das mag wie ein schöner Werbespruch klingen, hat jedenfalls tiefgreifende Veränderungen mit sich gebracht. Menschen aus der Türkei, aus Italien, Griechenland, Spanien und Portugal, aus Iran, Irak, Afghanistan und Syrien, aus Nigeria, dem Kongo und Somalia, aus Asien, Nord- und Südamerika: Menschen aus allen Teilen der Welt leben heute in Deutschland, sind vielfach Deutsche geworden. Sie gehören zu dem, was heute „deutsch“ bedeutet. Sie sind Teil unserer nationalen Identität, Teil einer aktiven Bürgerschaft, die in Debatten eingreift. Sie sind nicht Menschen mit Migrationshintergrund – wir sind ein Land mit Migrationshintergrund. Was also kann, was soll dieses Forum, das den Namen Humboldt trägt, sein in diesem veränderten Land, in dieser veränderten Welt?

Als erste Antwort will ich ganz klar sagen: Ich kann mir keinen besseren Namen für diesen Ort vorstellen. Die Berliner Mitte verneigt sich zusammen mit der Humboldt-Universität doppelt vor den beiden großen Gelehrten. Vielleicht ist es ja eine der vielen Ironien unserer Geschichte, dass Alexander und Wilhelm von Humboldt dieses Berlin, ihre Heimatstadt, gar nicht sonderlich geliebt haben sollen und nur widerstrebend aus dem Ausland zurückgekehrt sein sollen.

Ja, dieser Name ist eine Verneigung vor Wilhelm von Humboldt, dem Staatsrechtler, Sprachforscher und preußischen Gesandten beim Vatikan, der nach seiner Rückbeorderung durch den Preußenkönig 1809 die erste Berliner Universität gründete und dessen kühne Vision der Einheit von Forschung und Lehre, dessen Ideal einer umfassenden Bildung noch heute unsere Universitäten und unser Bildungswesen prägt.

Und er ist eine Verneigung vor Alexander von Humboldt, dem großen Naturforscher, Entdecker und Philosophen, dem wir unschätzbare Erkenntnisse über die damals unbekanntes sogenannte Neue Welt verdanken. Sein Selbstverständnis als Universalgelehrter, als Forscher war ein radikales Gegenprogramm zum kolonialen Erobern, Ausbeuten und Versklaven, ein Gegenprogramm zum reinen Vermessen und Katalogisieren. Ihm, der heute als der zweite Entdecker Amerikas verehrt wird, ihm verdanken wir die so moderne Erkenntnis, dass alles mit allem zusammenhängt auf unserem Planeten: „Alles ist Wechselwirkung“, schrieb er in sein Reisetagebuch. Welch treffendes Motto könnte das für dieses Forum sein – eben kein Forum der Selbstbespiegelung, in dem wir Deutsche tun, was wir so gerne tun: über uns selbst diskutieren; sondern ein Forum, in dem wir uns auseinandersetzen mit der Welt, einer globalisierten Welt, in der heute stärker denn je alles Wechselwirkung ist, alles mit allem zusammenhängt.

Wer die Namensgebung des Forums, diese Hommage an die preußische Aufklärung, beim Wort nimmt, weiß: Der Name ist Verpflichtung. Aufklärung bedeutet, das Bestehende vor den Richterstuhl der Vernunft zu bringen, wie Golo Mann es ausgedrückt hat. Wir Europäer sind zu Recht stolz auf die Errungenschaften der Aufklärung: die Achtung der Menschenwürde, Vernunft und Freiheit. Jene Werte, auf denen unsere modernen liberalen Demokratien gründen.

Aber wenn wir den Anspruch der Namensgeber ernst nehmen, dann darf dieses Forum nicht nur die Idee der Aufklärung feiern, sondern es muss selbst aufklären. Und das bedeutet, die historische Realität der Aufklärung, die politische Geschichte der westlichen Moderne kritisch zu hinterfragen. Und es stellen sich unangenehme Fragen: Auf wessen Schultern wurde die westliche Moderne erbaut? Zu welchen Kosten, mit welchen Widersprüchen, welchen Ungerechtigkeiten? Mit welchen Folgen bis in unsere heutige Welt?

Es sind diese Fragen, die derzeit mit großer Wucht und Dringlichkeit ins Zentrum unserer Debatten rücken. Es sind die Stimmen jener, die

in westlichen Diskursen viel zu lange keine Stimme hatten. Es sind die Geschichten jener, die auf der Schattenseite der westlichen Fortschrittsgeschichte lebten und oft noch immer leben. Black Lives Matter, Rassismus, Diskriminierung, globale Gerechtigkeit, koloniale Raubkunst: All diese Debatten werden in den Ländern des sogenannten globalen Südens geführt und inzwischen auch bei uns und in den USA.

Und ich meine: Das ist auch dringend notwendig. In meinen Augen ist es so historisch falsch wie politisch gefährlich, diese Debatten als „Identity Politics“ abzutun – als Geltungskampf benachteiligter Gruppen, als Mittel gesellschaftlicher Abgrenzung, als ein „Wir-gegen-Die“. Nein, diese Fragen sind, ganz im Sinne der Aufklärung, universale Fragen. Sie gehen uns alle an. Denn sie betreffen unsere geteilte Geschichte und – wenn wir an das humanistische Projekt der Aufklärung glauben – noch viel mehr unsere gemeinsame Zukunft.

„Die Wahrheit ist, dass das Universale nicht irgendeiner Gruppe gehört“, das haben Sie, verehrte Chimamanda Ngozi Adichie, einmal zu amerikanischen Studierenden gesagt. Ich freue mich sehr, dass Sie heute hier sind und gleich sprechen werden. Die Geschichte jedes Menschen hat das Potenzial für das Universale – das ist Ihr Credo. Nur ist die Wahrheit, dass viel zu viele Geschichten bislang weder erzählt noch gehört wurden. Hier, in diesem Forum, in diesen Sammlungen sollen sie es werden. Wenn das gelingt, dann sind wir der Antwort auf die Frage nach seiner Bestimmung schon sehr viel nähergekommen.

Heute feiern wir die Eröffnung des Herzstücks dieses Forums. Kein Zweifel, ethnologische Sammlungen haben nach wie vor eine enorme Faszination: Die Weltkulturen kommen zu uns, und wir schauen auf das uns Fremde. Wir lernen, und vielleicht verstehen wir sogar, ganz im Humboldt'schen Sinne. Forschen, neugierig sein, sammeln, das bedeutete für die Gebrüder Humboldt auch eine Selbstbefreiung aus der Enge der preußischen Provinz. Und ein bisschen ist es das bis heute, eine – im besten Sinne – Welterfahrung.

Aber es gibt eben auch – daran erinnert uns Chimamanda Ngozi Adichie – eine ganz andere Perspektive: die vieler afrikanischer Staaten etwa, die heute mit allem Recht noch einmal neue Geltung für sich beansprucht. Gerade die Länder Afrikas haben einen immensen Teil ihrer Kunst verloren – auch durch die Raubzüge der Europäer. „Wir sind aufgewachsen ohne einen wichtigen Teil unseres historischen Erbes“, so sagte es der nigerianische Künstler Emeka Ogboh mir in einem Gespräch. Ein Satz, der mich beschäftigt, der uns beschäftigen muss.

Wir wissen heute, dass die Herkunftsgeschichte vieler der Kunstwerke und Kultgegenstände aus Afrika, aus Asien, aus Lateinamerika, die in unseren Museen gezeigt werden, noch im Dunkeln liegt oder noch nicht offengelegt ist. Schlimmer noch, dass nicht wenige auch nicht rechtmäßig „erworben“ wurden, dass dahinter eine Geschichte von Unterwerfung, Plünderung, Raub und Mord steht. Wenig ist eindeutig – und wie viel Forschung hier noch notwendig ist, das zeigt die Debatte um das so wunderbar kunstfertige Luf-Boot geradezu exemplarisch.

Ein Bundespräsident ist kein Museumsmacher. Aber Museen, die nicht nur Artefakte präsentieren, die sich auch der Geschichte des Kolonialismus ernsthaft stellen, werden anders aussehen müssen als traditionelle Museen. Um das „Wie“ wird in Dresden, Stuttgart, Brüssel, Paris und London genauso gerungen wie hier in Berlin. Und das kann auch nicht anders sein. Ethnologische Sammlungen werden heute nicht mehr nur um ihrer selbst Willen gezeigt, sondern machen die Geschichte unseres Verhältnisses zu den Herkunftsorten zum Thema. Nicht zuletzt gehen sie den Spuren dieser Beziehungen im Hier und Heute nach.

Und das weist weit über die Frage hinaus, wie ein Museum konzipiert werden muss. Es geht um unser Selbstverständnis und unsere Verantwortung vor der Geschichte. Wir – und damit meine ich die Europäer insgesamt – werden manches Denkmuster überwinden und andere Perspektiven wahrnehmen und zulassen müssen. Das heißt auch, dass wir das Gespräch suchen müssen mit den Ländern und Regionen, aus denen

diese Artefakte stammen. Und wir werden feststellen, dass die von manchen behaupteten einfachen Lösungen oft keine Lösungen sind. Ich füge hinzu: Aller Kritik zum Trotz, das Gespräch hat begonnen und zeigt erste Ergebnisse.

Die Rückgabe bedeutender Benin-Bronzen, die gemeinsam mit Nigeria verhandelt wurde, ist ein Signal der Veränderung, und ich bin der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, dem Humboldt-Forum, der Staatsministerin und dem Auswärtigen Amt dankbar für ihr Engagement in diesem Prozess. Die Diskussion um Herkunft und Rückgabe, um neue Formen von Museumskooperation, auch Hilfe beim Aufbau eigener Museen, wird mit diesen Ländern zu führen sein, nicht nur von uns Deutschen, sondern von allen europäischen Ländern mit Kolonialgeschichte. Dieser Prozess wird schmerzhaft, so viel steht fest. Aber wir Europäer haben eine Verantwortung vor dieser Geschichte: jedes Land für sich und wir als Europäer gemeinsam.

Wie steht es um das Maß unserer Verantwortung? Es ist winzig im Vergleich zur Geschichte der kolonialen Großreiche der Franzosen, Briten, Spanier, Portugiesen, Niederländer oder Belgier. So meinen viele. Aber als Bundespräsident sage ich klipp und klar: Auch wenn das Deutsche Reich erst spät nach seinem „Platz an der Sonne“ suchte, es gibt keinen Grund für ein gutes Gewissen. Und gerade deshalb muss uns dieses wiedererstandene Schloss auch Erinnerung und Mahnung sein: an Militarismus, an Nationalismus im Deutschen Reich und auch an den deutschen Kolonialismus.

Die Wahrheit ist: Wenn es um die Kolonialzeit geht, haben wir sonst so geschichtsbewussten Deutschen allzu viele Leerstellen! Wir haben blinde Flecken in unserer Erinnerung und unserer Selbstwahrnehmung.

Hier, in der Berliner Mitte, fand 1884/85 die sogenannte Berliner Konferenz statt, besser bekannt unter dem Namen Kongokonferenz, in der auf Einladung des Reichskanzlers Otto von Bismarck die europäischen

Großmächte und die USA den afrikanischen Kontinent de facto unter sich aufteilten. Zur Wahrheit gehört aber auch, dass der deutsche Kolonialismus keineswegs nur eine Angelegenheit monarchischen Ehrgeizes war, sondern große Teile der Bevölkerung für koloniale Eroberungen waren – denken wir nur an die Auseinandersetzungen vor den Reichstagswahlen 1907, die als sogenannte Hottentottenwahlen in die deutschen Geschichtsbücher eingegangen sind.

In unserem kollektiven Gedächtnis ist die deutsche Kolonialzeit lange Zeit entweder glorifiziert worden – oder aber gänzlich vergessen. Vielleicht wollten wir lieber gar nicht allzu genau wissen, an welchen dieser weit entfernten Orte im damaligen Deutsch-Südwestafrika, in Deutsch-Ostafrika, im heutigen Kamerun, in Togo, in Kiautschou im heutigen China, in Papua-Neuguinea und auf den Südseeinseln auch Deutsche als Kolonialherren Menschen unterdrückt, ausgebeutet, beraubt und umgebracht haben.

Hier mehr Licht ins Dunkel zu bringen, das ist nicht nur eine Aufgabe für Historiker. Das Unrecht, das Deutsche in der Kolonialzeit begangen haben, geht uns als ganze Gesellschaft etwas an. Denn in unserem Land gibt es auch in der Gegenwart, mitten im Alltag dieser Gesellschaft, Rassismus, Diskriminierung, Herabsetzung von vermeintlich Fremden bis hin zu tätlichen Angriffen und furchtbaren Gewalttaten. Ich bleibe überzeugt: Die tieferen Wurzeln des Alltagsrassismus werden wir nur dann verstehen und überwinden können, wenn wir die blinden Flecken unserer Erinnerung ausleuchten, wenn wir uns viel mehr als bislang mit unserer kolonialen Geschichte auseinandersetzen.

Deutschlands Verstrickungen in der Kolonialzeit, was könnte diese besser belegen als das Beispiel Namibia? Dort, im einstigen Deutsch-Südwestafrika, verübten deutsche sogenannte Schutztruppen zu Beginn des 20. Jahrhunderts den ersten Völkermord dieses so blutigen Jahrhunderts. Dieses Verbrechen von deutscher Seite überhaupt anzuerkennen, hat lange, viel zu lange gedauert: ein ganzes Jahrhundert. Die Verbrechen von

damals, sie wirken bis heute fort. Bis heute prägt das Leid die Nachfahren der Opfer, bis heute leben viele von ihnen in bitterer Armut. Und bis heute quält es viele Herero und Nama, dass ihre Vorfahren keine letzte Ruhestätte gefunden haben und damit auch keine Ruhe.

Vor wenigen Jahren begannen Verhandlungen der Bundesregierung mit der namibischen Regierung und den Nachfahren der Herero und Nama über ein Versöhnungsabkommen, in dem die Verbrechen von damals als das bezeichnet werden sollen, was sie waren: ein Völkermord aus heutiger Sicht. Ich hoffe sehr, dass diese Verhandlungen zu einem einvernehmlichen Schluss kommen.

Jürgen Habermas hat in einem neuen Aufsatz dargelegt, dass die Erinnerung an „unsere bis vor kurzem verdrängte Kolonialgeschichte“ eine wichtige Erweiterung unseres politischen und historischen Selbstverständnisses ist – ohne dass damit die Erinnerung an den Holocaust eingeblendet oder an Bedeutung verlieren würde.

Ich bin überzeugt: Die Erinnerung an den Zivilisationsbruch der Shoah ist und bleibt einzigartig in unserem nationalen Gedächtnis. Sie ist Teil unserer Identität. Das sage ich nicht als Historiker – die Geschichtswissenschaft führt über Einzigartigkeit und Vergleichbarkeit ihre eigenen, fachlichen Debatten –, sondern ich sage das als Bundespräsident. Nur füge ich hinzu: Die Erinnerung an den Holocaust steht der empathischen und bewussten Erinnerung an andere Ungerechtigkeit, anderes Leid nicht entgegen! Im Gegenteil: Die Gebrochenheit, die die Shoah uns hinterlässt, öffnet hoffentlich unseren Blick für die Verantwortung vor der Geschichte. Die Menschenwürde, auf der unsere Verfassung ruht, ist eben die Würde aller Menschen.

Die Verbrechen der Kolonialzeit, Eroberung, Unterdrückung, Ausbeutung, Raub, Mord an Zehntausenden von Menschen, brauchen einen angemessenen Ort in unserer Erinnerung. Wir müssen uns der Verantwortung vor diesem Teil der deutschen Geschichte stellen. Denn dabei

geht es um unsere Zukunft, um unser Zusammenleben in einem Land, in dem die Weltkulturen zu Hause sind und sein wollen.

Wenn dieses Forum tatsächlich zum Forum wird, zu einem Ort, an dem diese Debatten geführt werden und an dem wir Antworten auf die vielen Fragen, die dieses Schloss aufwirft, auch tatsächlich näherkommen, dann hätte sich die Frage nach seiner Sinngebung beantwortet.

Ich habe großes Vertrauen, dass Sie, lieber Herr Koch, Herr Parzinger, Herr Dorgerloh, dass Sie und Ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sich genau das vorgenommen haben und alles dafür tun, dass es das wird. Ich möchte Ihnen dreien heute ganz herzlich danken für Ihren Mut und Ihre Entschlossenheit, sich in und oft genug auch gegen den Wind zu stellen. Ihre Aufgabe ist wahrlich schwer, sie zu kritisieren ist einfach. Aber wenn wir zu neuen Ufern aufbrechen wollen, wenn wir ein anderes, aufgeklärtes Verständnis der Artefakte und ihrer Geschichte finden wollen, ein Verständnis, das sich intensiv der Kultur und der gesellschaftlichen Realität in ihren Herkunftsregionen widmet, dann brauchen wir Menschen, die sich dieser Aufgabe und dieser Verantwortung stellen – Menschen wie Sie. Und deshalb mein besonderer Dank!

Zu Beginn habe ich gesagt: So, jetzt steht es hier. Und nun? Die Antwort ist: Nun sind wir dran! Es liegt an uns, dieses Gebäude mit Sinn, mit Leben, mit Debatte zu füllen. Wenn ich mir heute etwas wünsche, dann das: Möge es Ihnen, möge es den Besucherinnen und Besuchern, möge es uns allen gemeinsam gelingen!

Impressum

Herausgeber

Bundespräsidialamt
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Spreeweg 1
10557 Berlin
www.bundespraesident.de

Redaktion

Katharina Narbutovič, Imke Sommer
Die Reden des Bundespräsidenten sind redaktionell bearbeitet wiedergegeben.

Lektorat

Franziska Nauck, Frankfurt am Main

Bildnachweis

Presse- und Informationsamt der Bundesregierung:
Guido Bergmann (Titel, Seiten 28, 39, 56, 63, 74, 79, 80, 85, 94, 146);
Jesco Denzel (Seiten 8, 13, 40, 47, 86, 102, 111); Ute Grabowsky (Seiten 64, 67,
68, 73); Thomas Imo (Seite 127); Christian Irrgang (Seite 48); Henning Kaiser
(Seiten 136, 145); Steffen Kugler (Seite 116); Lene Münch (Seiten 20, 27);
Henning Schacht (Seite 128); Sandra Steins (Seite 112); Felix Zahn (Seiten 14, 19)
Ruhrfestspiele, Maria Koltchin (Seite 122)
Gemäldegalerie Alte Meister, Staatliche Kunstsammlungen Dresden
(Seiten 94, 116, 127)
Astrid Klein, Sprüth Magers (Seite 112)
© VG Bild-Kunst, Bonn 2021, für die Werke von:
Gotthard Graubner „Begegnungen“, 1988 (Seiten 27, 63, 80, 85, 102);
Werner Tübke „Sizilianischer Großgrundbesitzer mit Marionetten“, 1972
(Seite 74); Trak Wendisch „Seiltänzer“, 1984 (Seite 14);
Lothar Zitzmann „Weltjugendlid“, 1975 (Seite 19)

Satz & Gestaltung

haas images, Berlin

Druck / Printing

Königsdruck, Berlin

Berlin, November 2021